

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Zum Kontinent des eisigen Südens

Drygalski, Erich

Berlin, 1904

16. Kapitel. Die Frühjahrsschlittenreisen

[urn:nbn:de:bsz:31-260627](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-260627)

16. Kapitel.

Die Frühjahrschlittenreisen.

Als wir mit den Hunden nach einstündigem Marsche die ebene Eisfläche südlich vom „Gauß“ erreicht und die Schlitten bespannt hatten, teilten wir zwei Partien mit je zwei Schlitten ab. Mit der einen gingen Vidlingmaier, Bahsel und Bootsmann Müller, um auf direkten Wegen den Gaußberg zu erreichen und dort erdmagnetische Arbeiten vorzunehmen, während ich mit Vanhöffen, Gazert, Johannsen und Schwarz eine südwestliche Route wählte, um über die Ausbreitung des Blauaises weitere Aufschlüsse zu erlangen. Bald begann leichter Schneefall und dunstiges Wetter, so daß wir keine weiten Sichten hatten; doch besserte es sich auch wieder im Laufe des Tages und wir kamen gut von der Stelle.

Wir stießen bald auf eine dichte Eisbergkette, von unebenem Eise umgeben, das uns den Zutritt verwehrte, und zogen an ihrer Ostseite entlang in südwestlicher Richtung weiter, wobei viele Spalten zu passieren waren, die teilweise von den Eisbergen ausgingen und quer zu unserer Route verliefen, teilweise auch dem Rand der Kette folgten und auch hier die Auflösung einleiteten. Manche Spalten waren verschneit, so daß man sie oberflächlich nicht sah und ich mit Gazert einmal gleichzeitig wie in einer Theaterverfälschung verschwand, während Vanhöffen diese Stelle kurz vorher ruhig passiert hatte. Seine Fußstapfen standen unmittelbar an den beiden Rändern der Spalte und er war glücklich darüber hinweggeschritten, während wir beide die Mitte getroffen hatten. Gegen Mittag machten wir Rast, wobei aus den Spalten Pinguine hervorkamen und schreiend auf uns zueilten, als ob wir sie mitnehmen sollten, was zu ihrem Nachteil denn auch geschah. Die Hunde hatten vortrefflich gezogen, doch waren die schwerbeladenen Schlitten immerhin mühsam vorwärts zu bringen; unser Fortschritt mag 4 km pro Stunde betragen haben.

Am Nachmittage ging die Eisbergkette, deren Ostrand wir bisher gefolgt waren, nach Süden in eine Gruppe von Bergen über, welche schon die runden Formen des Blauaises hatten. Vorher hatten wir sie in einer Lücke durchquert, um nun ihrem Westrand zu folgen, der nach Süden verlief und nach Westen an weite freiere Eisfelder grenzte. Es wurde mir klar, daß das Blauais sich in der an diesem Tage bisher verfolgten Kette nach Norden hin fortsetzte und zwar dann über die Breite unseres Winterlagers

hinaus; es geht dabei allmählich in etwas frischere Formen über, die aber auch schon lange festliegen mochten und nur nicht so stark abgerundet waren, wie die südlicheren Massen. Die Bank westlich vom „Gauß“ gehörte zu dieser Kette und die Festigkeit unseres Winterlagers war hierdurch völlig verständlich. An diesem Tage herrschte westlicher Wind. Dunstwolken stiegen empor, die Sonne verhüllend und bisweilen auch zu leichtem Schneefall verdichtet; wie immer bei Westwind war es empfindlich kalt. Gegen Abend wurde das Eis schon merklich glatter, wenn wir auch noch über 60 km vom Lande entfernt waren. Um 5 Uhr etwa schlugen wir Zelt auf. Es war eine kalte Nacht, die meist schlaflos und ungemütlich verlief, wie auch die erste Nacht bei der früheren Tour.

Am Morgen des nächsten Tages (17. September) hatten wir nebliges Wetter, doch die Sonne blickte von Zeit zu Zeit hindurch und ließ Besserung erhoffen. Die Eisberge mehrten sich bei unserem südwestlichen Kurse, und wir mußten mehrfach ausweichen, zumal auch das Scholleneis, über das wir hinzogen, buckliger wurde. Um die Mittagszeit stießen wir auf eine mächtige Tafel, die wie Inlandeis aussah und mit ihrem Rande viele Meilen nach Osten wie nach Westen hinzog. Wir gewannen die Höhe eines davor gelagerten Berges und sahen nun vor uns jenseits dieser Tafel noch ein Gewirre von weiteren Tafeln, die gegen Süden gestaffelt waren und sich augenscheinlich schon lange in derselben Lage befanden. Es war eine Stauung von Eisbergen, die vom Inlandeis losgebrochen waren und vermutlich durch die Bank, an der wir bisher entlang gezogen, gehindert wurden, nach Norden abzuziehen. Sie waren meist völlig eingeschneit, so daß sie nur an den steilen Wänden der Nordseiten noch als Eisberge kenntlich waren, während die Südseiten durch Schneewehen mit unmerklichen Neigungen in das Meereis übergingen. Ich hatte hierdurch wieder den Eindruck, als ob die Meereisfläche nach Süden immer größere Höhen gewänne, was natürlich eine optische Täuschung war. Die Kanten dieser Berge waren meist gerundet, wo sie nicht von Schnee verkleidet waren, und ich habe nirgends sonst ein Eisberggewirre gesehen, das so vollständig dem Meereis eingefügt war, wie hier. Es war noch nicht Blaueis, es war aber auch nicht mehr tafelförmiges Eis. Die umhüllenden Schneewehen hatten hier einen besonderen Typus geschaffen.

Am Nachmittage des 17. September zogen wir an dem Rande der großen Tafel entlang, und zwar nun gegen Südosten, weil ein ferneres Ausbiegen nach Westen uns von der Route zum Gaußberg zu sehr abgebracht hätte, und der Verlauf des Blauieises geklärt schien. Der Ostwind hatte sich mittlerweile verstärkt und stand uns gerade entgegen, so daß unsere Gesichter in kürzester Zeit mit Frostschäden bedeckt waren, die während der Schlittenreise nicht heilten und uns somit einen vollen Monat geziert haben. Das Zelt schlugen wir an diesem Abend in Lee einer mächtigen Tafel auf, die etwas Schutz gewährte. Die Mittagsmahlzeit hatte aus vereisten Butterbrotten bestanden, die wenig genussreich waren, doch abends ließen wir es uns bei gekochtem Reis wohl sein, während unsere Hunde sich mit einem Viertel Stockfisch begnügten, da sie noch von dem Fleisch der erschlagenen Pinguine gesättigt waren.

v. Drngalsti, Südpolarexpedition.

Am 18. September zogen wir nun direkt nach Süd und hatten die Freude, bald den schwarzen Gaußberg auftauchen zu sehen, freilich nur undeutlich im Schneedunst. Wir hatten nun die Blau eis massen im Osten umgangen. Unser Weg ging über welliges blankes Eis, auf dem wir gut vorwärts kamen.

Schon den ganzen Morgen waren die Hunde besonders aufmerksam gewesen und hatten ihre Nasen gegen Osten gewendet; den Grund erkannten wir gegen Mittag, als in einigen Meilen Abstand die Schlitten der anderen Partie hinter einem Eisberg erschienen, die von ihrer weiter östlich gelegenen Route nach Westen hin ausgebogen waren, so daß unsere Ausbiegung in östlicher Richtung uns hier mit ihnen zusammenführte. Wir zogen nun gemeinsam weiter zunächst über ein ebenes Feld, das im Westen dicht und im Osten etwas lichter von Blau eis umkränzt war. Auf einem Berge lagen drei Steine, der Rest einer Moräne, während ein anderer Schmutzbänderung zeigte. Die Situation war unbekannt, obwohl zwei Holzsplitter, die wir gefunden, anzeigten, daß hier schon einmal Schlitten passiert waren. Es ist aber sehr schwer, sich in dem Eisberggewirre zurecht zu finden, besonders wenn man es unter verschiedenen Witterungsverhältnissen sieht.

Am Abend des 18. September kamen wir in sehr schlechtes Eis, das an unsere Schlitten hohe Anforderungen stellte. Unser Lager lag im Schutze eines Eisberges und zweier mächtiger Wehen, die von seiner Süd- und Nordseite ausgingen. Betäubend war die Entdeckung, daß ein großer Teil unseres Naphtavorrats verloren war; durch das starke Stoßen des Schlittens war die Kanne zerbrochen und das Naphtha ausgelaufen, so daß wir nur noch sieben Liter abzapsen konnten und im übrigen auf Mittel und Wege sinnen mußten, uns anderes Brennmaterial zu verschaffen.

Am Morgen des 19. September umgab uns dichter Nebel bei östlichen Windstößen, so daß man auch die nächsten Berge nicht sah und wir den Ausbruch verschoben. Ein kurzer Gang am Morgen hatte mich ungewollt auf die andere Seite der Wehen, zwischen denen unser Zelt lag, geführt; es war ein Wetter, in welchem alles in einformig diffusum Lichte verschwamm, so daß man Höhen und Tiefen nicht unterschied. Längs meinen Fußspuren zurückkehrend, stand ich dann ebenso plötzlich wieder vor unserem Zeltlager, wie ich durch Überschreiten der Wehe es vorher aus den Augen verloren hatte. Am Nachmittage war es etwas sichtiger, so daß wir kurze Touren unternehmen konnten. Wir fanden einen Eisberg mit reichlichem Schutt, der vorzugsweise aus Granaten führendem Gneis bestand und innerhalb des Berges in Bändern geordnet war, die in seinen verschiedenen Teilen in verschiedener Richtung verliefen. Die einzelnen Stücke waren durch schmutzfreies Eis voneinander getrennt; wir hatten die dort häufige Form von Breccieneis vor uns.

Die Oberfläche des Meereises war nun schon meistens blau und blank, und in seinen oberen Lagen sah man überall reihenförmige Anordnungen von Luftkanälen, wie sie sonst das aus frischem Wasser gefrorene Eis hat, so daß wir mehrfach in diesen Flächen Wassereis vor uns zu sehen geglaubt hatten. Es ließ sich aber feststellen, daß sich dieses

Eis doch wesentlich von Wassereis unterschied, indem seine Luftkanäle nicht so geradlinig wie mit dem Lineal gezogen waren, wie beim Wassereis, sondern knotig aus Reihen von Blasen gebildet erschienen, freilich ohne viele Verästelungen. Diese Struktur ging von ebenen Flächen auf geneigte Abhänge über, die aus Schneewellen entstanden waren, und ich kam hier zu der Überzeugung, daß man es mit Infiltrationen von Schmelzwasser in Schneewehen und so bewirkten Vereisungen zu tun hatte. Wir sammelten auch Gesteinsmaterial und fanden darin viele Geschiebe mit abgestumpften Kanten und gröberem Sand. Vidlingmaier hatte gleichzeitig magnetische Messungen vorgenommen, dabei aber, als die Sonne unter dem Horizonte verschwand, starke Störungen gehabt, die sich auf ein schönes Süddlicht zurückführen ließen.

Unsere Hoffnungen auf besseres Wetter am folgenden Tag gingen nicht in Erfüllung. Schon in der Nacht hatten wieder heftige Böen begonnen, und morgens tobte ein Schneesturm, ärger wie am Morgen zuvor, so daß nichts zu sehen war. Wir konnten das Zelt nur für Augenblicke verlassen und unterhielten uns durch das Aufgeben von Rätseln und Vortragen von Kouplets. Nachmittags hatten Bahsel und Vidlingmaier einen Ausflug versucht, konnten aber gar nichts sehen und kehrten nach kurzer Entfernung durch den dichten Schneesturm wieder zurück.

Der folgende Tag (21. September) war besser, wenigstens am Morgen; wir brachen deshalb auf und zogen in einer breiten Gasse zwischen runden Eisbergen ostwärts, um an ihrer Ostseite nach Süden abzubiegen, wo ein freier Weg zum Gaußberg begann. Als wir diese Ecke erreicht hatten, zog sich aber das Wetter plötzlich zusammen. Wir wollten noch vorwärts zu kommen versuchen und ich richtete mich bei der Führung, da sonst nichts zu sehen war, nach der Richtung des Windes und der Schneewehen, die ich unter bestimmten Winkeln zu durchschneiden versuchte. Es war aber schwer, weil die Hunde durch den Wind abgetrieben wurden und so auch uns aus der Richtung brachten. Dabei tobte es immer ärger; plötzlich hatte ich auch hinter mir alles aus dem Gesichte verloren, so daß ich halten mußte, um die Gespanne wiederzufinden, die denn auch bald auf mich aufliefen, da ich sie in dem dichten Sturm nur auf wenige Schritte nicht zu sehen vermocht hatte. Ein fernerer Fortschritt war unmöglich, zumal man gewärtig sein mußte, sich zu verlieren und dann, wer weiß wie lange, ohne Zelt kampieren zu müssen. Die Schlitten wurden in die Windrichtung gestellt, mit vereinten Kräften ein Schneewall errichtet und dahinter in tosendem Sturme das Zelt aufgeschlagen, was sonst innerhalb weniger Minuten ging, hier aber zweistündige Arbeit gekostet hat. Als wir hineintreten konnten, kam uns dieser spärliche Schutz gegenüber dem tosenden Sturm draußen so behaglich vor, daß uns darin fast ein Gefühl der Ruhe überkam.

Es wurde dies der härteste Schneesturm, den ich erlebt. Er hielt die ganze Nacht und den nächsten Tag und wieder die folgende Nacht an. Jeder von uns hat am nächsten Morgen das Zelt zu verlassen versucht, um notwendige Gänge zu verrichten, doch es war unmöglich; denn sowie man vor die Türe trat, wurde man vom Sturme ergriffen und mußte schnell die Taue des Zeltes ergreifen, um nicht fortgerissen zu werden. So blieb

nichts übrig, als innen zu bleiben und sich mit der Unmöglichkeit, auch nur für Momente draußen zu sein, abzufinden, so gut es ging. Als einmal klägliches Hundegeheul in unmittelbarer Nähe erscholl, kämpfte sich Johannsen hinaus und rettete eine Hündin, die im Schnee ertrank; sie biß wie rasend um sich und verletzte ihn stark, doch gelang es, sie aus dem Schnee zu befreien. An Fütterung der Hunde war natürlich nicht zu denken, sie lagen sonst auch still und ließen sich vom Schnee verschütten, nur von Zeit zu Zeit darin etwas höher kriechend, soweit die Seelen es zuließen, mit denen sie an den Schlitten befestigt waren.

Wir lagen innen und sangen uns Lieder vor; dann wurden Rätsel aufgegeben, die ich wenigstens vom Tage vorher schon wieder vergessen hatte. Auch wurden Logarithmentafeln gelesen oder sonstige interessante Lektüre getrieben, kurz, wir waren anspruchslos genug. Dabei sank das Barometer noch weiter, nachdem es am Morgen eine kurze Periode des Steigens gehabt, und gegen Abend erneuerte sich der Sturm mit verstärkter Gewalt; das Schlimmste war nun, daß es feucht wurde, da diese Stürme warm sind, und je wärmer, je näher man an das Inlandeis kommt. Im Zelte stieg die Temperatur sogar über 0 Grad; es begann von den Wänden zu tropfen und der Boden wurde feucht.



S. Gazert phot.

Zeltlager nach dem Schneesturm.

Da wir zugleich vom Schnee immer tiefer verschüttet wurden, bestand die Möglichkeit, daß die Scholle, auf der wir lagen, im Meer versank, wie wir es bei unseren Observatorien kennen gelernt hatten; ich streckte deshalb in der Nacht, als die Feuchtigkeit zunahm, die Hand aus dem Schlafsack, um das Wasser, in dem wir lagen, zu schmecken; es war aber frisch und keine Salzlake, kam also durch Tauwirkung von oben und nicht von vordringendem Meerwasser her. Auch noch die ganze zweite Nacht raste der Sturm und nur ein Hohngelächter antwortete mir, als ich von einem Nachlassen sprach. Das Zelt war bereits völlig zusammengedrückt, und wir darin immer näher an- und aufeinander gerückt. Von der Türe wuchs eine Schneewehe zu uns herein und bis zur Höhe des Zeltes war der Eingang verbaut.

Als die Böen gegen 6 Uhr morgens nach der zweiten Nacht wirklich etwas länger zu pausieren schienen, begannen wir uns auszugraben. Johannsen machte zunächst ein Loch durch die Schneewehe im Zelte und dann durch den Schneewall vor der Türe,

Da wir zugleich vom Schnee immer tiefer verschüttet wurden, bestand die Möglichkeit, daß die Scholle, auf der wir lagen, im Meer versank, wie wir es bei unseren Observatorien kennen gelernt hatten; ich streckte deshalb in der Nacht, als die Feuchtigkeit zunahm, die Hand aus dem Schlafsack, um das Wasser, in dem

so daß wir hinauskröchen konnten. Das Wetter war noch trübe, doch wesentlich abgestillt, und es war nach der 48stündigen Gefangenschaft eine Erlösung, wenn auch nur für Augenblicke im Freien zu sein. Die Hunde scharren sich einzeln aus ihrem gemeinsamen Grab und kamen heraus; von den meisten waren zunächst nur die aufwärts gerichteten schwarzen Nasen in der Tiefe schmaler runder Löcher zu sehen. Von den Schlitten war überhaupt nichts zu sehen; doch wir gruben nach ihnen und konnten feststellen, wo sie lagen. Sie hatten ihren Zweck, dem Zelte als Schutz zu dienen, so vollkommen erfüllt, daß von ihnen her eine hohe Schneewehe ausging und über das Zelt hinwegschritt.

Die Freude, draußen zu sein, sollte an diesem Tage nicht lange währen. Nachdem der Wind kurze Zeit aus Norden gestanden, war es still geworden und leichter Fall von großen Schneeflocken hatte begonnen, dann setzte wieder östlicher Wind ein und trieb uns ins Zelt zurück. Am Abend aber wurde es besser, in dem Schneedunst traten einzelne Sterne hervor und erweckten Hoffnungen für den folgenden Tag, wenn auch im Osten noch dichtes graues Gewölk stand, das neue Stürme weisagen konnte. Der nächste Tag war zunächst noch nicht schön, doch wir brachen auf, nachdem es stundenlang gedauert hatte, bis Schlitten und Zelt ausgegraben waren.

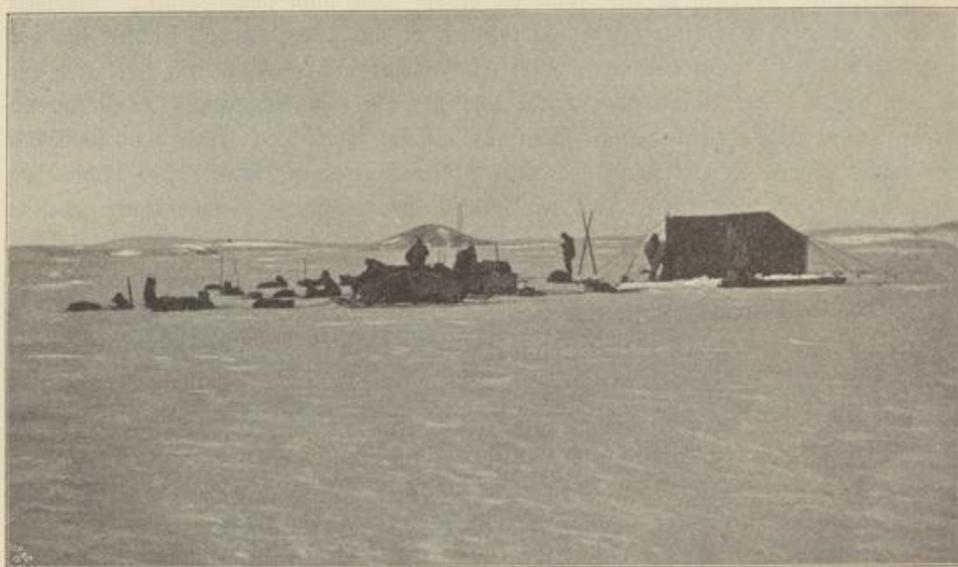
Wir zogen nun direkt südwärts, zunächst noch bei östlichem Winde und etwas Schneetreiben; doch bald kam die Sonne hervor. Wir befanden uns, wie wir nun erst sehen konnten, an dem Nordende der sogenannten Sahara und auch ungefähr auf dem richtigen Kurse. Der Gaußberg lag direkt im Süden, blaue Eisberge in der Nähe westlich von uns und nach Osten hin bis zu weiterer Ferne ein ebenes Feld. Der Schnee lag tiefer, als wir ihn hier im Herbst gehabt, doch glitten die Schlitten gut darüber hinweg und die Freude der Hunde, wieder ziehen zu können, war groß; freilich vergriffen sie sich infolge des langen Fastens bei der Frühstückspause an unseren Nahrungsmitteln, was den Bootsmann, der dabei der leidende Teil war, mit Ingrimme gegen seinen sonst so geliebten Leithund Wolf erfüllte, nachdem er sich noch eben darüber gefreut hatte, wie vor ihm Johannsen von dem gleichen Schicksal ereilt war.

Gegen Mittag traten wir zwischen glatte Eisberge ein und fanden dort eine schnee-lose Bahn, wie es auch im Herbst gewesen war, so daß wir Eissporen anlegen mußten, um uns halten zu können, zumal die Schlitten schleuderten und schwer zu steuern waren. In einer Entfernung von etwa 10 km vom Gaußberg machten wir am Abend nochmals Halt, um den letzten und schwersten Teil des Weges für den nächsten Tag zu versparen. Es war jetzt aber eine schwierige Aufgabe, in die Schlaffäcke zu kommen, da diese in dem letzten Lager voll Feuchtigkeit gesogen und während des Tages dann steinhart gefroren waren, so daß man sich wie in einen Panzer hineinzwängen mußte.

Am Morgen des 25. September zogen wir bei schönem Wetter und guter Bahn in einem breiten Tal zwischen gerundeten blauen Eisbergen weiter und trafen gegen Mittagzeit auf die Moräne, an der wir schon im Herbst gerastet hatten. Die Untersuchung ergab, daß ihre unteren Teile aus gebändertem Eis bestanden, welches an der Oberfläche

durch eine dichte Steinpackung diskordant überlagert wurde, die durch Zusammenschmelzen der darüber befindlichen, früher wohl ebenfalls gebänderten Eismassen entstanden war. Rings herum zeigte sich das Blaueis in seiner reinsten Gestalt glatter, flach gerundeter Berge, die aber nicht festlagen, sondern, wie wir uns an Spaltenbildungen an ihren Rändern überzeugen konnten, wenigstens teilweise schwammen. An dem nahe gelegenen Zeltplatz unserer letzten Reise suchten wir nach dem dort verlorenen Stativ, fanden darüber aber eine so gewaltige Wehe, daß es vergeblich war.

Der letzte Teil des Weges gab noch schwere Arbeit, bis wir den Gaußberg erreichten. Es waren etwa zehn Spalten zu passieren, die schon breit waren und zum



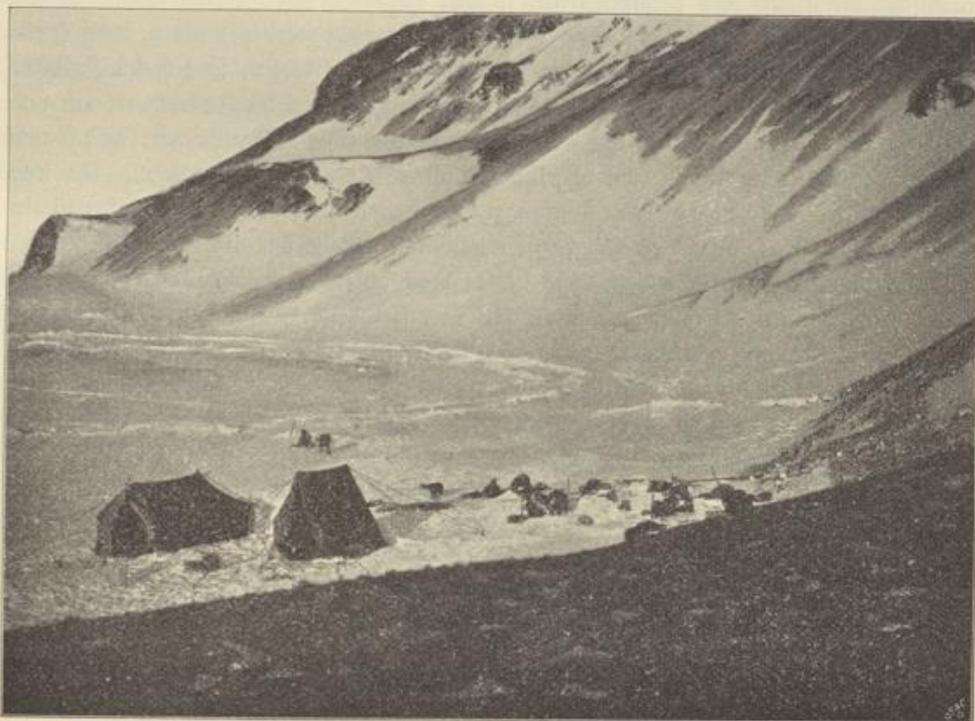
G. Vanhöffen phot.

Zeltlager im Anblick des Gaußbergs und des Blaueises davor.

Teil auf Schollen überschritten werden mußten; hier in der Nähe des Landes war die Auflösung weiter vorgeschritten, als weiter draußen bei unserem Winterquartier. Zuletzt wurde das Eis sehr uneben; die Schneewehen waren an Zahl und Höhe gewaltig verstärkt. Es ging auf und ab über wellige Formen, was mit den schweren Schlitten keine Kleinigkeit war, doch kamen wir noch vor Dunkelheit an und wurden am Gaußberg von Vogelgesang empfangen, wie Johannsen bemerkte, indem Pagodroma den Fels wie im Herbst zuvor in Scharen umschwärmte.

Da das Eishaus inzwischen völlig zusammengefunken war, schlugen wir zwischen Moräne und Felsen zwei Zelte auf und bauten darum einen Wall zum Schutze gegen den Sturm. Nachdem auch die widerspenstigen Primusbrenner uns warme Nahrung verschafft hatten, begaben wir uns in die Schlaffäcke, die immer noch steinhart gefroren waren und schwer geöffnet werden konnten. Wir teilten die Zelte derart, daß wir zu

sechs in dem größeren schliefen, während Schwarz und Johannsen einen gemeinsamen Schlaffack in dem kleineren bezogen und daneben noch Platz für die Küche hatten. In unserem Zelt hatte jeder einen Schlaffack für sich, was wohl ein wenig mehr Gewicht für die Schlitten bedeuten mochte, aber für die Nacht um so größere Annehmlichkeit brachte. Unter dem gemeinsamen Schlaffack hatte in diesem Falle der Koch Schwarz trotz seines ebenso wackeren, wie friedfertigen Genossen Johannsen zu leiden, da dieser lebhaft träumte und dabei in einer Nacht den Koch fast erwürgt hätte, weil er den Traum gehabt, daß Schwarz in eine Spalte gefallen sei und er ihn retten müsse.



G. Vamböffen phot.

Zeltlager am Gaußberg.

Unsere Reise zum Gaußberg hatte im ganzen zehn Tage gedauert und war infolge der Schneestürme so lang gewesen, wie noch keine zuvor. Dafür wurden wir aber am Gaußberg durch ein prachtvolles Wetter belohnt und hatten bei ersprießlicher Arbeit in unserem Zeltlager mit die schönste Zeit, die wir in der Antarktis gehabt. Meist schien die Sonne und wärmte stark, so daß wir dann selbst bei den Arbeiten auf dem Inlandseis die Pelzbekleidung ablegen konnten. Es war freilich nicht ratsam, sich darauf zu verlassen; denn ebenso plötzlich, wie die Sonne erschien, kamen auch wieder Schneestürme auf und durchkälteten dann die, welche ohne genügenden Schutz waren, bis ins innerste Mark. Johannsen bemerkte am Abend eines so wechselreichen Tages, er würde auf das

Inlandeis niemals wieder ohne die schwersten Pelze hinaufgehen, auch wenn er unten über 20 Grad Wärme gehabt hätte; davon war es nun freilich noch weit entfernt, da die gleiche Anzahl von Kältegraden die Regel war.

Wir begannen am folgenden Morgen unsere verschiedenen Arbeiten. Vidlingmaier suchte sich an dem Nordap des Berges in der von demselben nach Westen ausgehenden Schneewehe einen Platz für sein magnetisches Observatorium aus, welches er dann mit dem Bootsmann Müller schnell grub, aber nicht ganz so schnell in Funktion setzen konnte. Denn die kleine Hütte wurde durch die Petroleumlampe, welche das Licht für die photographischen Registrierungen hergeben sollte, so stark erwärmt, daß die Instrumente in ihre eisige Unterlage einschmolzen und dann immer neu nivelliert werden mußten; auch senkte sich infolge der Wärme die Decke des Hauses und begann zu tropfen, so daß die Zylinder zersprangen und die Linsen beschlugen. Vidlingmaier grub nun die Instrumente ein und umhäufte ihre Füße mit kaltem Eis, damit sie weniger einschmelzen sollten; auch baute er in die Decke einen Kamin, um der kalten Außenluft Zutritt zu gewähren. Es war seltsam, daß wir uns hier gegen die Wärme zu wehren hatten, während doch sonst zwischen -20 und -30° C. herrschten und somit an Wärme gerade kein Überfluß war.

Diese verschiedenen Schutzmaßregeln hatten denn auch den Erfolg, daß die magnetischen Registrierungen schließlich gelangen. Bei ihnen handelte es sich darum, festzustellen, ob hier unmittelbar auf dem Lande, auf festem Gestein, andere Schwankungen der magnetischen Kraft herrschten als an unserem Winterquartier, wo die Instrumente auf schwimmenden Schollen über einem fast 400 m tiefen Meere registrierten. Da man annimmt, daß die magnetischen Schwankungen von Erdströmen herrühren, die sich in den obersten Lagen der Erdrinde bewegen, war dieses nicht allein für unsere Station, sondern ganz allgemein von großer Wichtigkeit, da es auf das Wesen der magnetischen Kraftäußerungen einiges Licht zu werfen versprach.

Banhöffen setzte seine Reusen mit Hilfe des Kochs und füllte bald seine Gläser, die er zur Konservierung mitgenommen; von Interesse war unter anderem ein großer Wurm, mit stark gefurchter, weißer Haut, der zum Köder gekommen war. Ferner sind schöne Seeigel und Seesterne, große Schnecken, Bryozoen und Schwämme zu erwähnen. Auffallenderweise fanden sich Amphipoden recht spärlich. Mit dem Schleppnetz in einer Spalte entlang zu schleifen, machte Schwierigkeiten, weil der Boden zu hart war; doch das Versenken von Reusen oder Twist oder auch von Decken mit geeignetem Köder brachte täglich erfreuliche Beute.

Bahjel übernahm die Aufgabe, möglichst viele astronomische Beobachtungen auszuführen, um die Position des Gaußberges in Breite absolut und in Länge relativ, in Beziehung auf die Länge unseres bereits gut bestimmten Winterquartiers, so häufig und genau zu messen, als das Wetter es zuließ. Er machte seine Messungen mit dem Sextanten morgens, mittags und abends, oft bei starkem kaltem Wind, der die Finger völlig erstarrte.

Gazert hatte zunächst mit Bahjel unser Zeltlager verbessert und nahm dann wieder an meinen Vermessungsarbeiten teil, die er durch Aufnahme von photogrammetrischen

Bildern wesentlich ergänzte. Auch die trigonometrischen Marken auf dem Gaußberg hatte er umzusehen, da diese fast alle im Laufe des Winters umgestürzt waren, wobei sich aber ihr früherer Standort aus den daneben aufgesetzten Steinen noch mit Sicherheit feststellen ließ.

Mir lag es ob, die Vermessung des Inlandeises, die ich im Herbst gemacht, zu wiederholen, um jetzt nach Verlauf von fünf Monaten festzustellen, wie weit sich die Position der Marken auf der Eisoberfläche nach Richtung und Stärke geändert hätte und um daraus die Bewegungsverhältnisse des Inlandeises abzuleiten. Die Arbeit war bei weitem nicht so schwer, wie im Herbst zuvor, doch manchmal noch schwer genug, wenn bei 20—30° Kälte auf den schutzlosen Eisflächen Stürme begannen. Die Oberfläche des Inlandeises war jetzt leicht zu begehen. Harter Schnee verkleidete die Spalten und Rinnen, nur feinerseits mannigfaltig gefurcht und ausgezahnt durch die Wirkung des Windes. Auch die Härtung rührte zum Teil von Winddruck her, zum Teil von den Sonnenstrahlen, welche die Oberfläche erwärmten. Man sah jetzt deutlich, wie auf den Schneedecken des Inlandeises die Schichtung entstand, die auch die Eisberge haben; man sah, wie es kommt, daß diese Schichten so häufig auskeilen und linsenförmig verlaufen; der Grund dafür ist die unregelmäßige Umgrenzung der Schneewehen auf der Oberfläche des Eises, die unter der Wirkung des Windes entsteht.

Auf diesem Schnee ging man meist mühelos über die Spalten hinweg; doch immerhin war Vorsicht geboten, weil der Schnee stellenweise schon zu hart war, um unter dem Tritt noch zusammenzubacken, und dabei nicht dick genug, um feste Eisbrücken zu bilden. Schon am ersten Tage brach Johannsen einmal hindurch, kam aber glücklich wieder heraus und wir schauten durch das Loch in prachtvolle, mit Kristallen behangene Grotten von einer Breite und Tiefe,

daß sich der Blick darin in bodenloser Ferne verlor. Wir sind meistens angeseilt gegangen, weil die Gleichmäßigkeit der Schneedecke schwer erkennen ließ, wo Spalten waren, wo nicht. Eine meiner Marken hatte ich auf die Schneedecke einer breiten Spalte gesetzt, die-



G. Philippot phot.

Inlandeistrand und Moräne an der Westseite des Gaußbergs.

ses aber erst nach längeren Messungen darauf erkannt, als ich die Marke befestigen wollte und dabei mit dem Bohrer hindurchstieß.

Vor dem vorderen Rande des Inlandeises fanden wir neue Eisberge gebildet, doch waren es nur wenige im Vergleich zu der Zahl, die ich seinerzeit vor den Eisströmen Grönlands innerhalb gleicher Zeiträume sich lösen sah. In Grönland löst der große Karajak z. B. längstens alle 14 Tage einen mächtigen Eisberg und Niederbrüche kleiner Berge erfolgen fast täglich, während am Gaußberg die Zahl der im Verlaufe von fünf Monaten gebildeten Eisberge sich nur auf drei belief. Nach Westen zu sahen wir einen mächtigen Koloss vor dem Inlandeistrande gelagert, der dessen Höhe weit überragte; es war ein gefenterter Berg, der durch das Wälzen die größere Höhe erlangt hatte. Ein anderer neugebildeter Eisberg war mit einer Seite ein wenig emporgetaucht und zeigte so die Teile, die vorher in Zusammenhang mit dem Inlandeis unter Wasser gelegen hatten; sie waren lebhaft gelb gefärbt durch das Eindringen von Diatomeen, die unter Wasser in dem Eise wuchern.

Am zweiten Tage unseres Aufenthalts am Gaußberg machte ich einen Gang über die unterste Moräne an der Westseite des Berges und fand sie noch tief von Schnee verhüllt, sodaß von ihr weniger zu sehen war, als im Herbst. Bei ihr war es wichtig, zu entscheiden, ob sie auch noch frisches Erratikum hatte, oder ob dieses in Gestalt von Gneisblöcken nur den Moränen der Südseiten des Gaußberges eigentümlich war. Wir fanden in ihr zwei Gneisstücke, welche frisch und nicht metamorphosiert waren, sodaß sie sicher nicht von den Laven des Gaußberges aus der Tiefe heraus gebracht, sondern mit dem Eise von Süden her gekommen waren. Da frisches Erratikum alle Abhänge und auch den Gipfel des Gaußberges überzog, war es nicht wunderbar, auch in der Westmoräne nahe dem Meere noch solches zu finden; von einer Gneismoräne, wie an den südlichen Hängen des Berges, konnte man hier freilich nicht sprechen, da diese nördliche Moräne sonst ausschließlich aus den Gesteinen des Gaußberges bestand. An diesem zweiten Tage vermaß ich nachher die mittleren Teile meines Markensystems, welche in der Kehle gelegen waren, mit der sich die Oberfläche des Inlandeises von der untersten Stufe zu der nächst höheren weiter im Süden erhebt. Bei dem klaren Himmel war es bisweilen schwer, die Marken zu sehen, da sich die gelben Bambusstangen dagegen nicht abhoben.

Der 28. September hatte so klares Wetter, daß ich ihn einer Besteigung des Gaußberges zu widmen beschloß, die in Begleitung von Gazert und Johannsen prachtvoll gelang. Wir stiegen in der Nische zwischen den ersten vorspringenden Lavastufen der Westseite, also südlich von Kap Lewald, zunächst über ein hartes Schneefeld empor und dann über Schutthänge, deren dunkle Farbe den Schnee unter der starken Wirkung der Sonnenstrahlen schon dahinschwinden ließ, sodaß ihre Oberfläche feucht war. Aus diesem Schutthange ragen über der untersten breiten Stufe, dem Kap Lewald, das wie ein Lavaström nach Westen vortritt, noch mehrere kleinere Stufen anstehenden Felsens heraus, die aber bröcklig und tief zerfetzt sind, sodaß man ihre Kanten nur mit Vorsicht benutzen darf, weil sie leicht losbrechen. Die Blendung durch den Schnee daneben war stark, sodaß wir Schneebriillen anlegen mußten. Auf dem Gipfel des Gaußberges saßte uns wie gewöhnlich

ein heftiger Wind, doch fanden wir für die Peilungen, die wir vornehmen wollten, an den Abhängen Schutz. Das Wetter war so klar und der Ausblick so umfassend und groß, daß wir wie in die Unendlichkeit sahen.

Es ist gewiß nicht leicht, zu sagen, worauf bei der Einförmigkeit der dortigen Natur der unvergeßliche Eindruck beruht, den wir davon gehabt; vielleicht ist es gerade die Einförmigkeit und die gewaltige Ruhe in allem, die ihn erregt. Was wir vor uns sahen, war auf Jahrzehnte, vielleicht Jahrhunderte angelegt, und so das Walten der Kräfte



S. Gazert phot.

Blick vom Gaußberg über den Inlandeisrand nach Westen.

darin so klar und deutlich ausgeprägt, als wenn sie sich vor unseren Augen betätigen wollten. Die Fülle der Erscheinungen, die Gleichmäßigkeit, mit der dort ein Eisberg hinter dem andern folgt, läßt uns die Vorgänge schauen, aus denen das Bild im Laufe langer Zeiten entstand, da es in allen einzelnen Phasen erstarrt ist.

Nach Westen sahen wir in dem Inlandeisrand große eckige Buchten, die von Eisbergen gänzlich erfüllt waren; südlich von dem steilen Rande, mit dem es überall endigt, hoben sich die Flächen des Inlandeises stufenförmig nach Süden empor, in diesem langsamen Ansteigen von langen regelmäßigen Spaltensystemen durchzogen, die nur über den Buckeln wirrer und zahlreicher werden, welche östlich und westlich vom Gaußberg die Oberfläche des Eises emportreiben. In ihrer großen Regelmäßigkeit sind sie ein Zeichen der Langsamkeit in der Bewegung, mit der das Inlandeis gegen Norden zum Meer strömt.

Ferner im Westen ging von dem Inlandeisrande eine lange und breite Eiszunge aus, deren Ende nach Norden hin nicht abzusehen war. Ich sah sie von dem Rande des Inlandeises durch eine breite Bruchzone getrennt, und nördlich von dieser mehr wie eine Folge ungeheurer Tafeln, als wie eine gänzlich einheitliche Zunge erscheinen. Die Tafeln waren so groß, daß ihre Trennungslinien dagegen verschwinden konnten. Westlich von dieser Zunge war eine neue tiefe Bucht in dem Inlandeisrand, in welcher wieder große eckige Tafeln lagen, und ganz fern im Westen sah man den Inlandeisrand scheinbar verschwinden und mit dem Meereis verschmelzen. Nur einzelne kastenförmige Eisberge

waren dort noch zu unterscheiden, die etwas nördlich von unserer Westrichtung, augenscheinlich in ebenem Meereis lagen. Es war aber schwer festzustellen, wie die Küste selbst dort in der Ferne verlief.

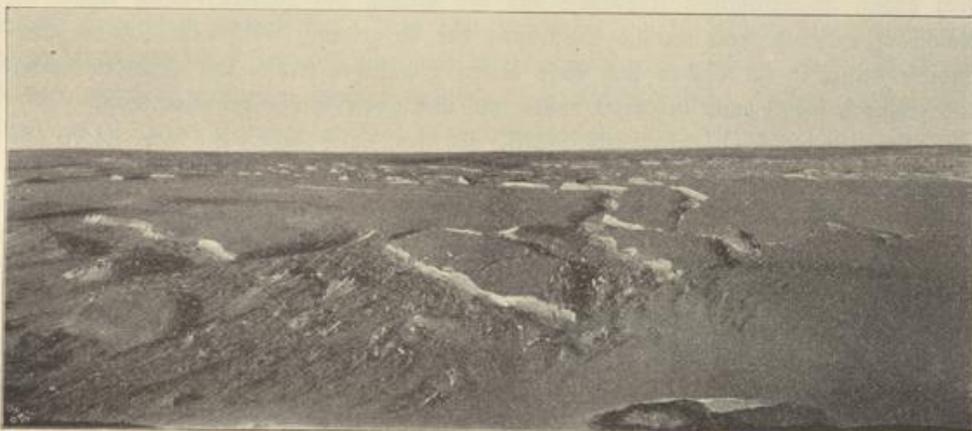
Bis zu der breiten Zunge wurde die Küste — also der Inlandeisrand — von einer Zone gerundeter Eisberge begleitet, eben jenem Blau-eise, durch welches wir gekommen waren; dieselbe hatte eine Breite von 5 km und mehr. Sie ordnen sich vor dem Inlandeisrand zu so dichten Gruppen und langgezogenen Rändern, daß sie, wenn man darauf von Norden, also vom Meere her sieht, den Eindruck des Inlandeises erwecken können, während man sie von der Höhe des Gaußberges deutlich vom Inlandeise zu unterscheiden vermochte. Der Unterschied bestand darin, daß der Inlandeisrand bis zu der Zunge im Westen und wieder jenseits davon in einem Steilrand besteht, während die Oberflächen der Blau-eiszüge mit sanfteren Neigungen bis zur Meeresoberfläche hinabtauchen; auch durch Verlauf und Charakter ihrer Spaltensysteme, wie durch ihre Form sind sie zu unterscheiden. Die Berge der innersten Reihe, welche unmittelbar vor dem Inlandeisrande liegt, waren noch eckig und von regelmäßiger Tafelform (Karte, Seite 440).

Von dieser Blau-eiszone, die den Inlandeisrand begleitet, lösten sich zwei Blau-eiszüge ab, deren westlicher so weit nach Norden dahinzog, wie man nur zu sehen vermochte, und sich, wie unser Weg zum Berge gelehrt hatte, erst nördlich von der Breite unseres Winterlagers verlor, während der östliche ein früheres Ende nahm. Zwischen beiden war das ebene Feld der Sahara gelegen, über welches wir kamen, ein Meereisfeld, aber so unlösbar an seiner Stelle, daß es fast schon zum Inlandeis oder den Eisbergbänken gerechnet werden konnte und im Verlaufe langer Zeiten hier jedenfalls keine Änderung mehr eintreten wird. Das eben war das Gewaltige in dem Ausblick vom Gaußberg, daß man das lebende Meer und das ewig starre Eis des Landes innig verbunden sah und die Grenze des Bleibenden und des Veränderlichen nicht mehr zu unterscheiden vermochte; die Erstarrung des Meeres ist so dauernd und fest, daß es dort in absehbaren Zeiten nicht wieder zur Bewegung zurückkehren kann, und die Bewegungen des Inlandeises sind so langsam und starr, daß seine strömenden Massen sich mit den für lange Zeiten erstarrten Flächen des beweglichen Meeres stetig verbinden.

Das Land selbst ist völlig vom Eise bedeckt und nach Süden hin verlor sich der Blick über die langsam steigenden Flächen des Inlandeises in endlosen Fernen. Aus den Spaltensystemen nahe der Küste konnte man noch auf die welligen Formen des Bodens unter dem Eise schließen, während sich weiter nach Süden hin die Spalten immer regelmäßiger und gleichgerichteter formten, bis sie ganz aufhörten, sei es, daß sie dort tief von Schnee verdeckt sind, sei es, daß sie dort überhaupt nicht mehr gebildet werden. So sieht man vom Lande selbst nichts außer dem Gaußberg, auf welchem man steht, und ahnt es nur unter dem Inlandeise, das in meßbarer Bewegung darüber hinströmt. Dieses selbst ist bis unmittelbar zum Steilrand im Meere von Schnee überschüttet, welcher auch im Sommer nicht schmilzt, also ein bewegtes Firngebiet, in welchem sich Abströmen und Bilden des Eises miteinander begegnen, in welchem der Schnee vereist

und der Hauptmasse eingefügt wird, während ihn gleichzeitig die Bewegung zum Meere hinausführt.

Ich habe früher bei Schilderungen von dem Inlandeise Grönlands darauf hingewiesen, daß sich dort Abströmen und Aufschütten des Eises in demselben Gebiete begegnen, und daß auf den oberflächlichen Aufschüttungen gebänderte Horizonte auch dort noch entstehen können, wo sich das Eis zum Meere bewegt. Bei den Gletscherforschern der Alpen haben diese Angaben Widerspruch erfahren, weil sie die unmittelbare Verbindung zwischen den Gebieten des Abströmens und des Aufschüttens nicht kennen und deshalb zwischen diesen unterscheiden zu müssen vermeinen. Im antarktischen Inlandeise war alles noch viel



S. Wazert phot.

Blick vom Gaußberg über den Inlandeistrand nach Osten.

größer und deutlicher angelegt in dem Sinne, daß es eine Grenze zwischen Aufschüttungs- und Abströmungsgebiet überhaupt nicht mehr gibt, weil das erstere bis zum Rande im Meere hinausreicht und gelegentlich auch bis zu den Bergen, die vom Rande schon losgelöst sind.

Und in dieser gewaltigen Natur ist der Gaußberg das einzig Feste, an dem das Auge haften kann, und wer noch zweifeln will, erhält durch ihn den evidenten Beweis für das Auge, daß es dort Land gibt. Und doch ist er in dieser Umgebung ein gänzlich fremdes Gebilde, fremd in Beziehung auf das Inlandeise, welches er mit der Glut des Erdinnern, die er mit sich brachte, durchbrochen, fremd auch in Beziehung auf den Bau des Landes, welches das Eis sonst verhüllt. Denn er besteht aus junger Lava, während der Südpolarcontinent, der unter dem Eis ruht, altes Gestein ist, und es ist von hohem Interesse, daß auch dieser Kontinentalrand, wo er zum tiefen Meere abbricht, ein jungvulkanisches Gebilde trägt, wie es auch sonst die Kontinentalränder tun. Ob es freilich im Süden Gruppen oder Reihen von solchen vulkanischen Bildungen gibt, bleibt eine offene Frage; denn aus den Buckeln, welche die Oberfläche des Inlandeises östlich und westlich vom Gaußberg noch mehrfach emportreiben, wissen wir wohl, daß dort noch Hügel liegen, die das Eis

verhüllt, wir wissen aber nicht, ob auch diese Hügel vulkanisch sind oder nur abgeschliffene Formen der aus alten Gesteinen aufgebauten Gebirge des Kontinents.

Noch anziehender fast wie nach Norden, Westen und Süden war der Ausblick nach Osten, weil sich die Eisoberfläche dort in weiter Ferne zu größeren Höhen erhob und fast unmittelbar vor unseren Füßen zahlreiche Eisberge losgelöst waren, die aber trotzdem noch im Zusammenhang mit dem Inlandeis standen, durch Eisbrücken mit diesen und untereinander verbunden. Es ist wunderbar, zu sehen, wie die Eisbergbildungen dort so langsam vor sich gehen, daß lange Zeiten entschwinden, ehe sie beendet sind. So wird man dort gleichzeitig an zwei Arten der stürmischsten Katastrophen der Erde erinnert, die wir heute noch haben, an vulkanische Ausbrüche aus den Gluten des Innern, durch welche der Gaußberg entstand, und an die Entstehung der Eisgebirge, welche im Norden große Gebiete verheert; im Süden sind diese beiden gewaltigen Kräfte mit einander erstarrt und gebannt, sodaß man ungestraft nahen und ihre ganze Größe genießen kann.

Während wir diesen herrlichen Ausblick genossen, hatte Johannsen seine Augen aufmerksam nach Norden gerichtet und dabei auf dem Meereis an einer Spalte zwei Robben gesehen. Unsere scharfen Ferngläser ergaben, daß er recht haben könnte, wenn eine Verwechslung mit Steinen auch nicht ausgeschlossen war. Die Sache war zu wichtig, als daß wir uns nicht sofort Gewißheit verschaffen sollten, denn unser Brennvorrat ging auf die Neige, da wir auf dem Hinweg so viel Naphtha verloren hatten, und wir mußten darauf sehen, Tran zu erhalten. Johannsen stieg deshalb eilends hinab, um sich nach der Stelle zu begeben, wo er von oben die Robben zu sehen gemeint hatte, und kehrte in der Dunkelheit mit der Meldung zurück, daß er zwei Tiere erlegt habe, ein Männchen und ein Weibchen, letzteres schon mit einem großen lebenden Jungen. Die Freude war groß und am nächsten Tage wurden beide geholt. Die Länge des Weibchens betrug fast 3 m und die des Embryo darin 1,20 m; die Specklage war 8 cm dick und gab uns nun Brennvorrat in Hülle und Fülle. Das Fleisch wurde von uns geessen und auch an unsere wackeren Hunde verfüttert, die gleich viel vergnügter erschienen.

Gazert und ich stiegen vom Gipfel des Gaußberges nach Süden hinab. Von unseren Marken vom Herbst haben wir einige sogar noch stehend vorgefunden, die anderen umgeworfen, doch bis auf eine nicht weit von ihrem früheren Orte entfernt; eine war zerbrochen. Auf dem Schutthang, auf dem wir hinabstiegen, waren noch die Fußspuren kenntlich, die wir im Herbst gemacht, auch ein Zeichen für die große Ruhe, in welcher die ganze Natur liegt. Unten betrachteten wir die Moräne, von der ich schon früher gesprochen, und die starke Verdunstung auf der Oberfläche des Randsees zwischen ihr und dem Berg. Aus der Eisoberfläche des Sees ragten an verschiedenen Stellen grüne längliche Strähnen hervor, die wir sammelten und als Algen oder Pilze oder Diatomeen ansprechen wollten. Die Moränen waren noch tief verschneit und boten deshalb zum Studium weniger Gelegenheit als im Herbst.

Die folgenden Tage am Gaußberg wurden bei schönem Wetter mit Messungen, bei starken Winden mit Gängen und Studien am Inlandeisrand und auf den Moränen

verbracht, während Vidlingmaier sein Observatorium in Tätigkeit setzte und Banhöffen seine Fischzüge tat. Das Wetter war gleichmäßig, in der Nacht stießen immer heftige Windstöße aus allen möglichen Nischen und Scharten des Gaußberges mit großer Wucht auf unser Zelt nieder und erst nach Sonnenaufgang wurde es ruhiger. Die Böen waren bisweilen so heftig, daß wir unser Zelt dagegen schützen mußten, und daß einmal auch Zeltstangen zerbrachen.

Die Gänge über das Inlandeis ergaben wesentliche Verschiedenheiten in der Dicke der Schneelage an verschiedenen Stellen. Wo Schnee lag, war er stellenweise gewaltig gehäuft, sodaß uns z. B. an der Südwestseite des Berges manche direkte Sichten zwischen den im Herbst gesetzten Marken auf der Oberfläche des Eises verloren gingen, weil der Schnee dazwischen zu hoch lag. Nach dem Rande zu, wo der Schutz des Gaußberges gegen die Winde fehlte, war das Eis hingegen blank und glatt, und die an den Bambusstangen eingeritzten Marken ergaben, daß die Oberfläche dort durch trockene Verdunstung etwa um 4 cm im Verlauf von fünf Monaten erniedrigt war.

Von sonstigen Studien erwähne ich die interessanten Gänge am Inlandeisrand. Wir kamen dabei nach Westen hin zunächst in ein labyrinthisches Gewirre von Eisbergen hinein, in dem die vom Inlandeise losgebrochenen Kolosse und der feste Eisrand durch so dichte Schneewehen miteinander verklittet waren, daß man sie schwer auseinanderhalten konnte. Spalten und Risse umkränzten den Rand und durchsetzten die Schneewehen, sodaß man gelegentlich dort durchbrach und tief versank. An dem Inlandeisrande selbst wurde die Bänderung studiert, die bisweilen auch verschiedene, sich durchsetzende Systeme zeigte. Von Interesse war es, wie die Luftkanäle der aus Spalten hervorgegangenen Bänder sich mit der Zeit umgelagert hatten, sodaß sie nun der Richtung der durch Druck entstandenen Bänder folgten, ein Beweis dafür, wie langsam dort auch diese inneren Veränderungen im Eise vor sich gehen, indem sie den einen Strukturtypus noch nicht zu verwischen vermögen, während der andere darin schon entsteht. Am vorderen Rande selbst fanden wir vielverfchlungene Bänder, konnten dabei aber feststellen, daß sie mit den Spaltensystemen in Zusammenhang standen. In der Randzone selbst lag

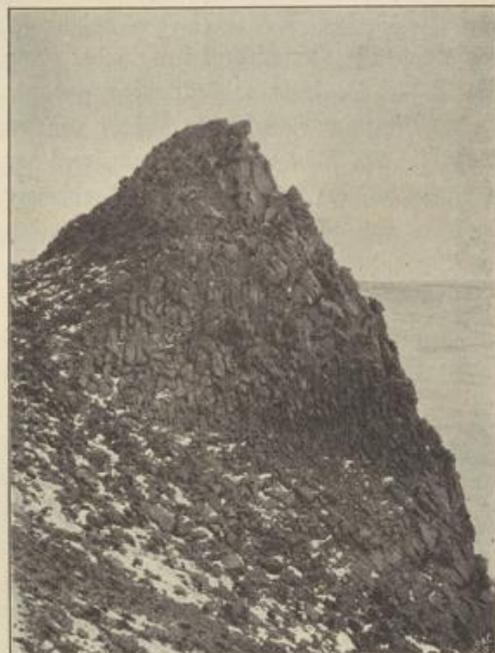


S. Gazert phot.

Blasige Lava des Gaußbergs.

viel Staub, der augenscheinlich vom Gaußberg hinaufgeweht worden war und nun in die Strukturformen des Eises hineintrat.

Mehrfach wurde auch die Ostseite des Berges besucht und die mächtige Wehe begangen, von der ich früher schon sprach. Da wir noch Vorrat an Hundefutter und



S. Gazert phot.

Ausgewitterter Lavablock.

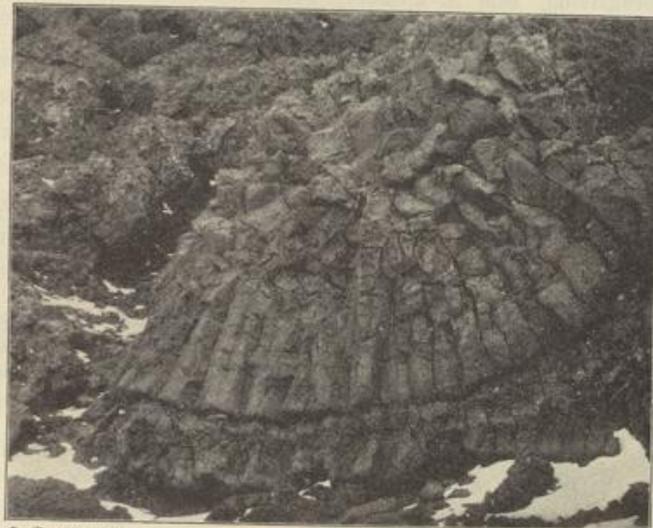
Brennmaterial brauchten, fuhren Vanhöffen, Bahsel und die Leute mehrfach mit Schlitten aufs Meer hinaus, um weitere Robben zu schlagen, die jetzt zahlreich emporkamen. Am 3. Oktober wurde ein großes Weibchen mit einem schon lebenden Jungen erlegt. Auch Pagodroma war reichlich vorhanden und nun ständiger am Berge anzutreffen, als im Herbst, während Thalassoeka wieder nur in Streifzügen einzelner Exemplare und kleinerer Gruppen erschien.

Am 3. Oktober wandten wir unsere Arbeiten den Abhängen des Berges zu und studierten seine Stufenbildungen. In den Schutthalden am Fuße des Berges hatte man zwei verschiedene Lavatypen unterscheiden können, eine jüngere von gelber Farbe mit schwarzer, glasiger Kruste, vielen Blasen und reichlichem Glas auch in den Poren, und eine ältere, die weniger Blasen hatte und auch

weniger Glasauskleidungen darin, sei es, daß dasselbe durch Verwitterung verschwunden war, sei es, daß es dort überhaupt nicht gewesen. Die scheinbar ältere Lava war sehr verwittert und schien an den Abhängen nur kleinere Kanten und Absätze zu bilden, während aus der jüngeren die großen zusammenhängenden Stufen bestanden. Durch Gänge an den Nordhängen des Berges ließ sich jedoch erkennen, daß die scheinbar ältere Lava nur größeren Lavablöcken entstammte. Die Glasschalen und die glasigen Auskleidungen der Poren fehlten auch bei ihr nicht, sondern traten nur mehr zurück wegen des größeren Umfangs der Blöcke, in denen wegen langsamerer Abkühlung weniger Blasen und weniger glasige Bildungen entstanden waren. Die großen Blöcke hatten radiale Risse, wie das beistehende Bild zeigt. Auf der Höhe der Stufen lag erratisches Material, wie auch auf dem Gipfel und an den geneigten Hängen des Berges, doch nicht so, daß man von einer Anreicherung desselben auf den Stufen sprechen konnte.

Andere Gänge führten uns an dem vorderen Rand des Inlandeises unten wie oben entlang. Von oben sah man in ein großartiges Gewirre von engen Gassen zwischen den

Bergen hinab, in welchen Robben in Ruhe schliefen. Einzelne Eisberge waren aufgefantet und zeigten in den Teilen, die früher unter Wasser gewesen waren, gelbliche Bucherungen von Diatomeen. Unten am Eisrand lag viel reichlicher Schnee als im Herbst, so daß die Stauungen der Schollen davon verhüllt waren. Unmittelbar an dem Steilabsturz des Inlandeises klebte der horizontale Eisfuß von drei bis vier Meter Breite und vor demselben lag eine dünne Zone von Jungeis. Darin waren staffelförmige Verschiebungen zu erkennen, die ich selbst auf die Bewegung des Inlandeises, Gazert aber auf die Wirkung der Ostwinde schob. Wir



G. Gazert phot.

Lavaablock mit radialen Sprüngen und Glaskruste.

nahmen hier auch wieder Lotungen und Schöpfzüge vor und konnten daraus erkennen, daß das Meereswasser unmittelbar neben dem Inlandeisrande fast denselben Salzgehalt hatte, wie an unserer Winterstation, daß mithin der Schmelzprozeß des Inlandeises

denselben nicht wesentlich zu verändern vermag, und daß an dessen Boden wohl auch keine Ströme fließen, die das Meer aussüßen. Banhöfen hatte gelegentlich seiner Fischzüge die Dicke des Jungeises gemessen, und ein Wachstum von 5 bis 10 cm pro Tag gefunden, während in zwei Tagen 12, in drei Tagen 17 cm Eisdicke entstanden.



G. Gazert phot.

Im Bell.

v. Druggalski, Südpolarexpedition.

Infolge des reichlichen Vorrats an Robben lebten wir gut. Das Fleisch schmeckte vortrefflich, besonders die Leber, und auch Robbensuppe wurde gegessen; an Vidlingmaiers Geburtstag, dem 5. Oktober, hatte der Koch ein ordentliches Festmahl von Robbenprodukten bereitet. Am Morgen dieses Tages hatten wir in den Schlaffäcken den Jubilar nach einer im Observatorium bei magnetischen Arbeiten verbrachten Nacht durch ein Ständchen aus der Ruhe geschreckt. Am Abend wurde Wein in Tassen gespendet, den er selbst zur Feier in den geringen Quantitäten mitgeführt hatte, wie es auf solchen Reisen möglich ist, doch waren wir dabei vergnügt und es war sicher eine der eigenartigsten Geburtstagsfeiern, die ein Mensch erlebt hat. Wir lagen im Halbdunkeln in unseren Schlaffäcken beisammen und sangen das nachstehende, aus einem Bureau für unser antarktisches Intelligenzblatt stammende Festlied:

An dem schwarzen Berg des Südens
Wo Pagodroma baut ihr Nest,
Feiern wir trotz mancher Stürme
Vidlingmaiers Geburtstagsfest.

Sagt, was sollen wir denn wünschen
Unserm jungen Jubilar:
„Daß ihm alles mag gelingen,
Was sein Reisezweck hier war.

Ferner daß gut funktionieren
Die Instrumente bei dem „Gauß“,
Und daß glücklich und zufrieden
Er endlich mit uns kommt nach Haus.“

Drum laßt uns die Tassen heben,
Trinken auf sein Wohlsein noch,
Unser Vidlingmaier lebe,
Einmal, zweimal, dreimal hoch!

Am 5. Oktober hatten wir starken Westwind gehabt, der nicht allein unsere Messungen auf dem Inlandeise, die wir den Tag gerade auf der Ostseite vornehmen



S. Gazert phot.

Auf dem Inlandeise nordwestlich vom Gaußberg.

mußten, ganz bedeutend erschwerte, sondern auch die Besorgnis erweckte, daß er den „Gauß“ im Norden befreien würde; es war der erste Westwind seit unserer Abreise gewesen und von besonderer Heftigkeit, auch mit starkem Schneetreiben verbunden. Beim Schiff selbst war er augenscheinlich nicht ganz so heftig gewesen, hatte immerhin aber nicht unwesentliche Veränderungen in der Umgebung desselben hervorgerufen. Sonst war das Wetter anhaltend schön; in der Nacht funkelten die Sterne und gelegentlich war auch heller Südlichterglanz in schönen grünen Bändern, von violetten Säumen umkränzt. Hier am Inlandeise war die Luft meist weit sichtiger als am Winterquartier des „Gauß“

mußten, ganz bedeutend erschwerte, sondern auch die Besorgnis erweckte, daß er den „Gauß“ im Norden befreien würde; es war der erste Westwind seit unserer Abreise gewesen und von besonderer Heftigkeit, auch mit starkem Schneetreiben verbunden. Beim Schiff selbst war er augenscheinlich nicht ganz so heftig gewesen, hatte immerhin aber nicht unwesentliche Veränderungen in der Umgebung desselben hervorgerufen. Sonst

wegen der größeren Trockenheit, die durch das unmittelbare Herabfallen der Winde von den Höhen des Inlandeises entsteht. Dieselbe war so groß, daß unsere gefrorenen Schlafsäcke, die wir am Tage an den Abhängen des Berges ausbreiteten, am Gaußberg überraschend schnell geschmeidig wurden, besonders in den Böen, wie mehrfach konstatiert werden konnte. Auch die Eismauer, die wir um das Zelt gezogen, wurde durch diese trockenen Winde ausgezackt und verbogen, so daß sie ganz schief und löcherig wurde. Das frühere Eishaus war verweht; Wasser trat nicht mehr hinein, da der Eisfuß im Laufe des Winters höher gewachsen war und auch die Springflut jetzt seine Oberfläche nicht mehr erreichte.

Am 6. Oktober konnte ich die Vermessungen auf dem Inlandeise abschließen und ergänzte in den folgenden Tagen noch die astronomischen Arbeiten durch Beobachtung von Azimuten für magnetische Zwecke und andere Einzelheiten. Am

8. Oktober löste auch Vidlingmaier sein Observatorium auf und machte mit Gazert, Bahsel und mir noch einen herrlichen Gang oben am Steilrand des Inlandeises entlang nach Westen, der uns unvergeßliche Eindrücke bot. Überraschend war es, an diesem Tag in dem tiefen Einbruchskessel des Eises südlich von Kap Lewald, von dem ich früher gesprochen habe, in zwei Spalten Wasser zu finden. Da noch Kältegrade von 10° bis



D. Gazert. phot.

Lavahöhle mit Glaskruste.

20° herrschten, die nur in den Böen milderer Lüften wichen, haben wir zunächst an warme Quellen in Verbindung mit den vulkanischen Eigenschaften des Gaußberges gedacht, doch ergab die Untersuchung, daß es frisches Wasser von der Schmelztemperatur war, welches wohl unter der starken Rückstrahlung von den dunklen Lavafelsen entstand.

Seit wir am Gaußberg die erste Robbe geschlagen, hatten wir nur mit Speck gekocht in einem Ofen, den der Bootsmann Müller aus der bei der Hinreise leck gewordenen Naphhtafanne hergestellt hatte, was dem Koch anfänglich gegen den Strich lief, dann aber so gefiel, daß er auch für die Rückreise dabei zu bleiben wünschte. Wir hatten hierfür aber den Rest unseres Petroleum- und Naphhtavorrats reserviert, weil damit das Kochen viel schneller ging. Mittlerweile waren auch die Schlitten repariert und zwar durch Ersatz des auf der Hinreise zerstückelten Neusilberbeschlages unter den Kufen durch einen neuen Beschlag aus Konservendosen. Das noch vorhandene Robbenfleisch wurde in Stücke geschnitten und als Hundefutter verpackt. Zum Abschied haben wir in einer Steinpyramide auf der ältesten und höchsten Moräne an der Westseite von Kap Lewald eine Urkunde niedergelegt, welche von den bisherigen Schicksalen der Expedition Kunde gab,

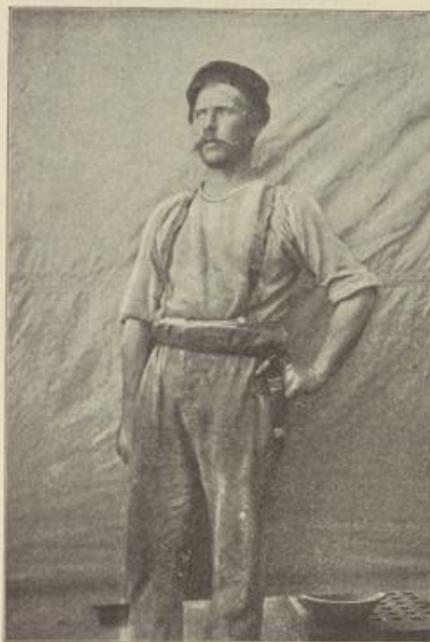
und dazu die deutsche Flagge gehißt. Die Urkunde liegt in einer Flasche eingeschlossen und dürfte kaum wieder von einem Menschen erblickt werden, wenn sie dort auch hundert Jahre und mehr zu überdauern vermag. Diesen einsamen Ort der Erde, wo die deutsche Expedition gewilt, dürfte sobald keine andere wieder betreten.

Am 9. Oktober haben wir die Rückreise nach vierzehntägigem Aufenthalt am Gaußberg begonnen. Wir brachen um Mittagszeit auf, nachdem wir vorher noch einmal Umschau über die Gegend gehalten hatten. Wir waren darin einig, daß es nicht schwierig gewesen wäre, vom Gaußberg über das Inlandeis weiter nach Süden zu dringen; der Weg war dort jedenfalls leichter als über das Meereis zum Gaußberg. Auch Hundennahrung hatten wir genug und von sonstiger Ausrüstung, was wir gebrauchten. Wir mußten uns aber sagen, daß dieses nur eine sportliche Aufgabe gewesen wäre, die keinen inneren Zweck gehabt hätte. Denn es war ausgeschlossen, dort in absehbarer Entfernung noch einmal auf eisfreies Land zu treffen, wie nicht allein die weiten Ausblicke vom Gaußberg, die durch ebenso weite Ausichten vom Fesselballon noch ergänzt worden sind, sondern vor allem die Eigenschaften des Inlandeises ergaben, die wir kennen gelernt hatten und die in sich den Charakter des endlos Weiten und Gleichförmigen trugen. Man konnte mit Gewißheit sagen, daß auf weite Strecken noch alles vom Eis verhüllt war, wie an der Küste, und daß eine Schlittentour über einförmige Strecken hinziehen würde, ohne neues zu sehen. Dieses lehrte auch der Charakter der Winde, die vom Inlandeis kamen, typischer Fallwinde, die aus größeren Höhen auf den sanft geneigten Flächen herabglitten, durch die Bewegung zur Tiefe in immer höheren Luftdruck gelangen, so komprimiert werden und sich dadurch erwärmen, sodaß sie an der Küste als böige, trockene Winde erscheinen. Die Größe der Temperatursteigerungen, welche diese Winde brachten, und der Unterschied derselben am Gaußberg in unmittelbarer Nähe des Landes und weiter draußen am Winterquartier des „Gauß“ ließen auf die Weite des Gebietes schließen, welches unter der gleichen Eishülle lag, wie die Küste.

Sollten wir nun von $66\frac{3}{4}$ Grad südlicher Breite, wo der Gaußberg lag, unter Anspannung aller Kräfte und mit großem Zeitaufwande, den wir für wichtigere Arbeiten brauchten, weiter vorgehn, nur um höhere Breiten zu erreichen? Wäre es ein würdiges Ziel gewesen, später berichten zu können, daß wir bis zu 72 oder 73 Grad südlicher Breite gekommen, was uns bei äußerster Kraftanstrengung vielleicht gelungen wäre, daß wir dabei viele Stürme gehabt, viele Tage müßig im Zelt gelegen und schließlich glücklich zurückgefunden hätten? Ich glaube nicht. Wir selbst hätten uns dann jedenfalls immer gesagt, daß wir unsere Kraft an ein Phantom gesetzt und die schöne Gelegenheit, Erkenntnis zu sammeln, wie sie den wenigsten geboten wird, vergeudet hätten. Wenn die Expedition Kräfte gehabt hätte, die zu nichts anderem brauchbar waren, hätte ich sie an diese Aufgabe gestellt, doch daran hat es bei uns gefehlt und ich glaube nicht, daß es ratsam ist, solche mitzunehmen. Auch unsere Ausrüstung an Hunden und Schlitten konnten wir besser gebrauchen. An anderen Stellen, wie es etwa die Station der „Discovery“ war, hätte ich der andern Lage und Aufgaben wegen wahrscheinlich auch anders entschieden, am Gauß-

berge aber nicht, und ich glaube darin mit allen meinen Gefährten, die ein Urteil über diese Frage besitzen, einig zu sein.

Am 9. Oktober brachen wir also um Mittagszeit bei schönstem Wetter vom Gaußberge auf, um zum Schiffe zurückzukehren, und es ging leicht durch die Blaueiszone hindurch; nur die Spalten hatten sich schon wesentlich erweitert und vermehrt, sodaß es Mühe machte, die Schlitten hinüberzubringen. Mehrfach sahen wir Kobben und waren nur froh, daß unsere Hunde sie nicht immer bemerkten, weil die dann unvermeidliche wilde Jagd in diesem zerrissenen Eise Bedenken hatte. Nach fast dreistündigem Marsche war die Blaueiszone durchquert und die Moräne gefunden, an der wir in das Blaueis eingetreten waren. Dann ging es in breiten Eisgassen zwischen sich lictenden Bergen weiter nach Norden. Die Tage wurden schon länger, so daß wir bis 7 Uhr abends marschieren konnten. Als die Sonne gerade in voller Klarheit hinter dem Blauewe verschwand, bestieg ich einen dieser runden Eisberge und konnte feststellen, daß seine Schichtung horizontal lag; es war somit sicher, daß auch dieses abgerundete Eis einst eine Tafel gewesen, die nur durch die Schneestürme zu der runden Form abgeschliffen worden war.



G. Pöhlert phot.

Daniel Johannsen.

Auch der nächste Tag war wunderbar schön, sodaß wir das weite ebene Eisfeld der Sahara schnell und mühelos durchqueren konnten und am Abend unser Zelt in dem Zuge der Eisberge aufschlugen, in welchem wir auf dem Hinwege das erste Sturmlager gehabt hatten. Wir hatten unsere Schlittenspuren von der Hinreise gekreuzt, die jetzt aus dem Eise hervorragten, weil die durch den Druck der Kufen gehärteten Schneelagen dem Winde mehr Widerstand leisten konnten, als der umgebende lockere Schnee. Am Abend dieses zweiten Reisetages hatten wir wunderbare Beleuchtungseffekte an den Blaueisgruppen im Westen, die wir auf der Hinreise an der andern Seite umfahren hatten und die uns jetzt ihre Steilwände zuehrten. Dieselben erschienen dunkel, wie wenn sie vom Wasser bespült wären, während die weißlichen Oberflächen wie Dampfwolken ausfahen, die sich über dem Wasser erhoben. Ich habe selten eine derartige optische Täuschung gehabt, wie an diesem Abend, und nicht allein ich, sondern von verschiedenen Standpunkten aus auch meine Gefährten. Während die Sonne im Westen versank, stieg im Osten die Gegendämmerung in dem rot umrandeten blauen Erdschatten zum Himmel empor, bis die wachsende Dunkelheit alles umfaßte.

Der dritte Reisetag, der 11. Oktober, sollte nach der langen Zeit schönen Wetters wieder die Schrecken der Antarktis in Erinnerung bringen. Schon am Morgen war der Himmel wolkig bezogen und die Sonne in Dunst gehüllt. Im Laufe des Tages wurde es dicht, sodaß wir vorzeitig Halt machen mußten, nachdem sich noch vorher die erste Raubmöwe als Zeichen des beginnenden Frühlings bei uns gezeigt. Um Mittagszeit war das Wetter ganz zusammengezogen, sodaß ich nach der Richtung der Schneewehen und des Sturmes führte, mich dabei aber plötzlich unmittelbar vor einem gewaltigen Eisberg befand, der sich weit nach Westen und nach Osten erstreckte, und den wir von unseren bisherigen Zügen in jener Gegend nicht kannten. Ich folgte ihm nach Westen, fand dort aber dicht zusammengeschobenes Staueis, in welchem die Schlitten nicht vorwärts kommen konnten. Dann versuchte ich ihn zu überschreiten, kam aber damit auch nicht zurecht, als mir Bahsel zurief, daß er im Osten in einem lichterem Moment einen ihm bekannten Eisberg zu sehen geglaubt. Wir hielten nun auf diesen zu, mußten aber, da Sturm und Schneetreiben gewaltig wuchsen, das Zelt aufschlagen, ohne ihn gefunden zu haben; die Zeit, die wir in der Richtung auf ihn gewandert, ließ uns vermuten, daß wir entweder schon vorbeigegangen wären oder daß Bahsel sich geirrt hätte. Als das Zelt aber gegen 4 Uhr stand, wurde es plötzlich klar und der Berg war in unmittelbarer Nähe; es war der sogenannte Kronenberg, von dem wir hoffen konnten, den „Gauß“ am nächsten Tage zu erreichen.

Diese Hoffnung wurde getäuscht. Als ich am 12. Oktober nach schönen Träumen über die Heimat erwachte, rastete draußen von neuem der Sturm und wirbelte den Schnee umher, daß an einen Aufbruch nicht zu denken war, und so blieb es noch den folgenden Tag. Nach den üblichen Beschäftigungen im Zelt mit Rätselraten und der Lektüre von Marc Twain oder Logarithmentafeln hatten wir am Abend des 13. die besondere Enttäuschung, nichts zu essen zu bekommen, weil das Zelt, in dem der Koch und Johannsen lagen, so zusammengedrückt wurde, daß sich der Kochapparat darin nicht in Gang setzen ließ. Da die Mahlzeit einer der wenigen Lichtpunkte solcher im Zelt zu verlebender Sturmtage ist, bei dem die Gedanken schon vorher mit Vorliebe verweilen, zumal wenn Reis mit Äpfeln in Aussicht steht, war es wirklich sehr betrübend, nach langem Harren die Nachricht zu erhalten, daß es nichts gab, da man auch nicht mehr über einen überflüssigen Vorrat von innerer Wärme verfügte. Doch es ließ sich nicht ändern; etwas Schokolade und Brot bot dem, der es wollte, einen dürftigen Ersatz.

Am 14. Oktober war das Wetter besser. Der Sturm hatte dieses Mal das Zelt nicht verschüttet, sondern ausgeweht, sodaß es wie auf einem Podium stand und über die Umgebung hervorragte, was den Aufbruch wesentlich erleichtert hat, sodaß wir schon in früher Morgenstunde vom Platz kamen. Den „Gauß“ bekamen wir gegen 3 Uhr nachmittags in Sicht, und auch unsere Hunde schienen seine Witterung zu haben, als wir noch über 15 km entfernt waren. Ihr Eifer war indessen noch nicht durch das Schiff, sondern durch eine Herde Pinguine angespornt, die von dort her wie Schützenlinien gegen uns vorrückten. Am Rande des schwierigen Scholleneises, in dem das Schiff lag, kamen

uns Philippi, Rufer und mehrere Leute entgegen, und halfen über den letzten, schwierigen Teil der Reise hinweg.

An Bord war alles wohl; Philippis Arm war geheilt, sodaß er sich seit 14 Tagen schon wieder beschäftigen konnte. Auch hier waren mittlerweile viele Robben erlegt, unter denen auch ein Krabbenfresser gewesen war, der seine lebhaftere Natur durch Angriffe kundgetan hatte; sein Mageninhalt hatte indessen nicht aus Krabben, sondern aus Fischen bestanden. Im Westen des „Gauß“ waren auch Spalten gerissen und im Osten zogen in nur 6 km Abstand Eisberge hin und her am Schiffe vorbei; Scholleneis wurde dort angetrieben und wieder entfernt und die Grenze des offenen Wassers schien gegen den „Gauß“ hin vorgeschoben zu sein. Schneestürme hatten geherrscht wie bei uns, und die Wehen am „Gauß“ waren mächtig gewachsen. Sie hatten jetzt etwas andere Richtungen eingeschlagen als früher, weil die Winde etwas südlicher gewesen waren, und dadurch Verbreiterungen erfahren, welche die unebenen Strecken zwischen ihnen beschränkten.

Vielfach war mit den Eisägen gearbeitet worden, um Schraube und Steuer zu befreien, die festgeklemmt waren. Das Sägen selbst ging gut, wenn der richtige Neigungswinkel für den Ansaß der Säge gewählt wurde. Wurde dieselbe zu steil gestellt, ging es außerordentlich langsam voran; wurde sie zu schräge gehalten, kam sie leicht in dem Eisbrei fest. Der Charakter des Scholleneises war auch für diese Arbeiten schwierig; denn es hatte nur eine scheinbare Festigkeit und war mehr ein zäher Brei, welcher die durch die Säge geschnittenen Risse schnell wieder schloß. Schwierig war auch das Heraus schaffen der losgesägten Blöcke, weil sie nur im Wasser zusammenhielten und zerfielen, sobald man sie herausnahm, so daß man jeden Block in kleineren Teilen heraus schaffen mußte. Diese Sägearbeiten wurden in der Folge fortgesetzt und es gelang am 21. Oktober die Schraube und am 29. auch das Ruder frei zu bekommen. Mehrere Sägen waren dabei zerbrochen, durch Herrn Stehr indessen wieder zusammengeschießt oder durch neue ersetzt, galt es doch auch zu erproben, wie weit wir auf diese Arbeiten für unsere spätere Befreiung rechnen durften. Die ganze Eisdicke am Schiff ließ sich freilich nicht mit einem Male durchsägen, da sie 5 bis 6 m im Durchschnitt betrug; so mußten den Sägearbeiten immer Abräumungsarbeiten an der Oberfläche vorgusgehen, bis die Dicke des Eises etwa 4 m betrug, die sich dann durchsägen ließen.

Das Schneedach fanden wir noch über das Schiff gespannt, was auch in der Folgezeit nützlich war, da die Schneestürme sich noch häufig wiederholten. Die Lockerung des Eises in der Umgebung des „Gauß“ hatte insofern Fortschritte gemacht, als am Fuße der Schneewehen verschiedentlich feuchter Brei stand und die Oberfläche stark zersetzt war. In der Folgezeit nahmen die Tauwirkungen zu. Auf dunklen Gegenständen, wie Robbenfellen, die umherlagen, schmolz der Schnee schon im Oktober so stark, daß sich darauf kleine Wasserlachen den Tag über hielten. Die obersten Schneelager wurden weich, so daß man in Spalten hindurchtrat. Von den Eisbergen tropfte das Wasser, so daß sich lange Eiszapfen bildeten, besonders dort, wo ihnen Schutt beigemischt war. Die Luft war feucht und Ende Oktober stieg das Maximumthermometer auf der Eisoberfläche bereits

über 0 Grad. Bis sich aber auf dieser Wasserlachen bildeten, verging noch fast der ganze November.

Während eine Auflösung somit an manchen kleinen Zeichen erkennbar war, behielt das Ganze noch den Charakter des festen. Wir haben diesen Vorgängen natürlich im Verlaufe der folgenden Monate eifrig nachgeforscht und immer gefunden, wie stark die Zerfetzungsercheinungen in Einzelheiten waren, und wie wenig sie dabei doch zur Zerstörung des ganzen und damit zu unserer Befreiung beitrugen. Anfang November bildete sich in den Spalten und Fischlöchern eine Süßwasserschicht auf der Oberfläche, welche in der Nacht gefror und dann an der Struktur ihres Eises erkennen ließ, daß sie sich unvermischt erhalten und als frisches Wasser das Meerwasser überlagert hatte. Später ging sie bisweilen bis zu etwa 1 m Tiefe unter die Oberfläche herab.

Die wissenschaftlichen Arbeiten der Station waren in unserer Abwesenheit, wie vorher verabredet, erledigt worden. Philippi hatte den meteorologischen Dienst übernommen, nachdem sein Arm gebrauchsfähig geworden war, und mit den Herren Verche und Ott und dem Matrosen Fisch glücklich erledigt; Ott hatte ihn durch Witterungsbeschreibungen von Interesse ergänzt. Nur der Hygrograph war stehen geblieben und nicht wieder in Betrieb gesetzt worden, sondern ausschließlich durch stündliche Beobachtungen ersetzt. Ott hatte mit Hilfe von Stehr und Rufer auch zwei Reihen von Schwerkraftsbeobachtungen durchführen können und Philippi viel photographiert.

Unter den Bewohnern des Schiffes hatte vielfach Schneeblindheit geherrscht, weil sich namentlich die Leute schwer zur Anlegung der Schneebrille entschlossen; die nicht sehr angenehme Höllesteinkur war dann die notwendige Folge, welche der Schneebrille erst zu ihrem Rechte verhalf. Bei unserer Rückkehr fanden wir Herrn Stehr schneeblind vor, nachdem er wenige Tage zuvor einen weiten Weg nach Süden gemacht hatte, um nach uns auszufahren, und dabei den Gebrauch der Brille versäumte. Sonst waren gesundheitlich nur kleine Schäden zu verzeichnen gewesen. Der Matrose Noack hatte eine Geschwulst am Arm und Björwig am Fuß, die dem Arzt schon am Tage der Rückkehr Beschäftigung gaben. Die Luft innerhalb des Schiffes war so warm geworden, daß schon verschiedene Ventilatoren aufgesetzt waren; wir folgten diesem Beispiel für unsere Kabinen, da wir durch den ständigen Aufenthalt im Freien noch an größere Frische gewöhnt waren. Durch Umstauungen im Innern des Schiffes war jetzt etwas Platz geschaffen worden, der zur Anlage von Kammern für die übersichtliche Aufbewahrung der Schlittenausrüstung, der Instrumente und der Pelze Verwendung fand.

An der Schlittenausrüstung gab es nach unserer Rückkehr sogleich manche Arbeit, um eine neue Expedition abgehen lassen zu können, solange das Eis es noch zuließ. Die Erfahrungen auf der letzten hatten wieder gezeigt, daß die Schlitten zu leicht gebaut waren, wenigstens für das antarktische Eis. Die Kufen derselben bestanden aus zwei Lagen Holz, durch eine dünne Lage Neusilber voneinander getrennt. Die äußere Holzlage, auf der die Schlitten zunächst liefen, war bei Schnee auch recht gut, solange sie glatt und fest war; wurde sie aber rauh, bot sie ein großes Hindernis dar, so daß sie besser

entfernt wurde. Die Neusilberlage, welche dann die unterste wurde, hielt sich selbst gut; doch die Nägel, mit welchen sie befestigt war, lockerten sich bald, so daß auch sie dann abblätterte und verloren ging. Diese Schwierigkeiten traten bei guter Bahn nicht sobald ein; doch eine Tagereise über unebenes Eis schaffte schon wesentliche Schäden und notwendige Reparaturen. Das Material, welches man für diese mitführen mußte, und die Zeit, welche man dazu gebrauchte, überwogen den Vorteil, den die Leichtigkeit der Schlitten gewährte, entschieden, und ich möchte es für zweckmäßiger halten, die Schlitten bei künftigen Reisen lieber mit dünnen Stahlblechplatten zu versehen. Auch sonst hatten sich an den Schlitten manche Schäden gezeigt, besonders an ihrem vorderen Teile, an dem es z. B. nützlicher wäre, Lederriemen an Stelle der Nägel zur Befestigung zu verwenden.

Anderer Erfahrungen hatten wir mit unserem Kochapparat gemacht, welcher durch Primus-Brenner geheizt wurde, wie sie auch Ranzen verwandt hatte. Mit Petroleum brennen diese bei kundiger Handhabung gut, erfordern jedoch viele Aufmerksamkeit, weil sie leicht unrein und verstimmt werden. Mehr noch ist das bei Verwendung von Naphta der Fall, indem die Öffnungen, aus welchen das vergaste Petroleum oder Naphta austreten soll, durch Ruß verklebt und zu eng oder andererseits auch infolge zu starker Erhitzung erweitert werden. Dieses gibt andauernde Betriebsstörungen, die bei Schlittenreisen verhängnisvoll werden können, weil man bei ständigem Leben in 20 bis 30 Grad Kälte die durch warme Nahrung zuzuführende Wärme dringend nötig hat.

Einer Ansicht waren wir alle über die Vortrefflichkeit unserer Zelte, die von der Firma Tippelskirch in Berlin aus dem bekannten Stoff von Schweiger in München gefertigt waren. Als Nachteil wurde bei ihnen nur die graue Farbe empfunden, welche wohl gut ist, um das Zelt auf den weißen Oberflächen des Eises wiederzufinden, aber schlecht für die Beleuchtung im Innern, wenn man in den Schneestürmen auf langes Ausharren darin angewiesen ist. Diesem Übelstande ließe sich durch die Anbringung von Fenstern aus weißer Leinwand abhelfen, was ich für die künftigen Fälle empfohlen haben möchte. Als Zeltstangen hatten wir Bambusstäbe verwandt, die sich im ganzen bewährt haben, wenn es auch vorkam, daß sie in Stürmen zerknickt wurden. Hiergegen wäre eine weitere Unterstützung durch Schnüre und Pardunen erwünscht, zumal das Spannen der Zeltwände auf diesem Wege auch den Innenraum vergrößert, der bei uns durch die Stürme oft sehr zusammengedrückt war, so daß wir immer näher aufeinander rückten. Bei anderen Gelegenheiten kam es freilich auch vor, daß der Wind saugende Wirkungen auf die Zeltwände ausübte, namentlich wenn an geeigneter Stelle in Luv ein Schneewall errichtet war. Dieses läßt sich aber schwer berechnen, so daß es besser ist, für alle Fälle für ein weiteres Spannen der Zeltwände durch Schnüre Sorge zu tragen. Unser Zelt war 4 m lang und 2 m breit und gab damit bequem für fünf Mann Raum, die darin dann auch noch zu kochen vermochten. Wenn wir, wie erwähnt, auch zu acht Mann in diesem Zelte gelegen haben, ging das zum Schlafen wohl an; für das Kochen war es dann aber notwendig, daß mehrere Insassen aus ihren Schlaffäcken krochen, um den vorderen Platz freizugeben, was natürlich eine mögliche Auskunft ist, aber die Betreffenden doch eines

der größten Genüsse beraubt, nämlich der Ausnutzung der Wärme des Schlaffacks in den Morgenstunden, bis man dem Körper durch Tee oder Kakao von außen her Wärme zuführen kann.

Andere Erfahrungen haben wir mit unserem Schuhzeug gemacht und waren alle darin einig, daß es für eine Expedition wie die unsrige kein universelles Schuhwerk gibt. Denn wenn man auch davon absieht, daß wir eigentlich für alle Gegenden der Erde besonderes Schuhzeug mitführen mußten, nämlich hohe Wasserstiefel, am besten aus gutem Leder, nicht aus Gummi gefertigt, für den Gebrauch auf See und bei Landungen auf den ozeanischen Inseln, für das Gehen auf diesen dazu häufig noch Bergschuhe, für die Tropen leichte Tropenschuhe, für den Gebrauch in den Kolonien europäisches Schuhwerk und anderes mehr, so gab es später auch für das Polargebiet selbst kein Schuhzeug, das in allen Fällen brauchbar war. Die norwegischen Skaller, Rentierschuhe mit der Haarseite nach außen, waren gut und zur Erwärmung unentbehrlich; sie wurden stets angelegt, wenn wir auf Schlittenreisen rasteten, an den Instrumenten tätig waren oder im Zelte zusammensaßen; auch zu Touren über das Eis sind sie benutzt, sogar mit Steigeisen, die unter die Schuhe geschnallt wurden. Leider waren sie aber wenig haltbar; das gewöhnliche Rentierfell genügte in dieser Beziehung gar nicht; das Weinfell und Kopffell der Rentiere war etwas haltbarer, doch ist das letztere nur in so geringen Größen zu erhalten gewesen, daß die daraus gefertigten Schuhe alle zu klein waren. Immerhin sind Skaller für jede polare Schlittenreise unentbehrlich, schon für das Leben im Zelt. Ihre erwärmende Wirkung steigerte sich noch, wenn man sie innen mit Heu oder Holzwohle füllte, nur muß man sehr darauf bedacht sein, sie trocken zu erhalten, weil sonst innen die Wärme verloren geht und die äußere Seite die Haare verliert.

Ein zweckmäßiges Schuhzeug waren die norwegischen Komager, die für Wanderungen über den Schnee mit Sohlen versehen waren. Wenn man auf Glatteis kam, wurden Eissporen darunter geschnallt. Noch verwendbarer waren sie jedoch ohne harte Sohlen, weil man sie dann mit manchem andern Schuhwerk kombinieren konnte, wie z. B. mit Bergschuhsandalen, von denen ich früher gesprochen habe, oder mit Skallern, und ich würde solche Kombinationen für künftige Reisen empfehlen. Wichtig ist es natürlich, daß das Schuhwerk gut paßt, was hier besonders erwähnt sei, weil ihm diese Eigenschaft im Laufe des Gebrauches leicht verloren geht und durch besondere Zurüstungen erhalten werden muß; durch den Frost werden die Schuhe hart und verursachen dann Wunden am Fuß oder Entzündungen an den Sehnencheiden, die sehr un bequem werden. Paul Björvig pflegte die Schuhe, um sie weich zu erhalten, mit gekochtem Tran zu behandeln und dann zu kneten, doch ließ sich dieses Mittel auf Schlittenreisen nicht gut verwenden, da wir keine besondere Kochgerätschaften dafür hatten und bei den Mahlzeiten schon an und für sich die wunderbarsten Mischungen entstehen, wobei ich an gelegentliche Genüsse von Tee mit Petroleum oder Milch mit Naphta denke.

Für noch besser als Komager halte ich die Kamik der Grönländer, welche ich früher in Grönland ausschließlich verwandt habe und jetzt durch die Güte des Herrn Direktor

C. Nyberg in Kopenhagen in geringer Anzahl auch für die Südpolarexpedition erhielt. Durch ihre Weichheit und Dehnbarkeit, sowie durch die Möglichkeit, sie behufs besserer Erwärmung auch noch mit Heu oder Holzwolle zu füllen, haben sie alle Vorzüge der Komager und dazu den großen Vorteil längerer Schäfte, welche bei Wanderungen über Schnee besser schützen. Will man diesen Vorteil auch bei den Komagern haben, muß man neben ihnen Binden oder Gamaschen verwenden, was immerhin komplizierter ist, als wenn man den Kamik wie einen gewöhnlichen Stiefel schnell und leicht an- und auszieht. In den Bergschuh-sandalen saßen die Kamik etwas lose, doch ließ sich das durch geeignete Bindung über das Fußblatt verbessern. Nur bei Nässe sind sie nicht gut, weil sie dann weich werden und bisweilen ganz um den Fuß herumrutschen, doch ist dieser Fehler allen weichen Schuharten gemeinsam.

Ganz vortrefflich waren die Bergschuh-sandalen, zum Teil Gazerts Erfindung und ganz seiner Empfehlung entstammend, und zwar deshalb, weil man sie zu jedem verschiedenen Schuhzeug jederzeit und an jedem Orte anlegen und ihrer Leichtigkeit wegen ohne Beschwerde mitführen kann. Wir verbesserten sie noch dadurch, daß wir unter ihren Sohlen Spitzen anbringen ließen; auf Schnee ging es dann etwas schwerer, doch auf Eis und auf Felsen vorzüglich, und immer ist es ein großer Vorteil, sie schnell anlegen und wieder abnehmen zu können.

Die Oberkleidung betreffend haben uns Windjacken aus leichtem, aber dichtem Baumwollzeug vortreffliche Dienste geleistet, die man über nicht sehr dickes wollenes Unterzeug zog. Pelzkleidung war für die Bewegung bei den Schlittenreisen zu schwer und verursachte lebhaftere Transpiration, sodaß man des Abends im Zelte dann froh. Wir pflegten deshalb Pelzkleidung immer erst anzulegen, wenn wir abends im Zelte saßen oder wenn wir an den Instrumenten arbeiten mußten; dann war sie allerdings unentbehrlich. Wir hatten verschiedene Formen des Pelzrockes, nämlich den grönländischen Timiak aus Wolfsfell und den norwegischen Lappenpelz aus Renntierfell. Ersterer ist kürzer und leichter, hat aber den Nachteil, daß der Wind unter ihn hineinstoßen kann, so daß man noch einen besonderen Verschuß durch Riemen um dem Leib herstellen muß. Der



Der erste Offizier im Timiak.

Lappenpelz hat diesen Uebelstand nicht; er ist länger und dafür auch schwerer, doch ist der Unterschied im Gewicht nicht so bedeutend, daß man sich deshalb nicht entschließen sollte, ausschließlich Lappenpelze zu verwenden. Man hätte in der Regel mit wenigen Exemplaren genug, da die Verwendung von Pelzen für die ganze Expedition gewöhnlich nicht in Betracht kommt und erst dann eintreten würde, wenn sie ihr Schiff verläßt. Für diesen Fall wird man sich aber in Polargebieten stets an Ort und Stelle versorgen können, sodaß es nicht der vorherigen, recht teureren Einkäufe von Pelzkleidung für die ganze Expedition in der Heimat bedarf. Unsere Beinkleider waren aus grönländischen Seehundsfellen mit der rauhen Seite nach außen, nach grönländischem Muster gefertigt, die ich der gütigen Vermittlung von Herrn A. Möltrup in Kopenhagen verdanke. Sie waren gut, dicht und warm, wurden bei Wanderungen über das Eis aber häufig zu schwer.

Ganz vortrefflich sind unsere Schlaffäcke gewesen, die aus chinesischem Wolfspelz bestanden; sie waren warm und leicht und hatten vor den anderen Schlaffäcken aus Rentierfell, die wir ebenfalls mitführten, den großen Vorzug, daß sie weicher waren und nicht so leicht die Haare verloren. Rentierhaare brechen leicht ab. Die Form der Schlaffäcke war dieselbe, wie ich sie in Grönland verwandt hatte, nämlich oben eine Kapuze als Tasche für den Kopf, unten der Hauptraum für den Körper, und dazwischen an der Seite ein Schlit, welcher vor dem oberen Ende etwa dort aufhört, wo die Nase liegen würde. Dieser Schlit erfordert dauernde Aufmerksamkeit, wie ich erwähnte, da die Tiefe des Schlafes in den Säcken von seiner geeigneten Öffnung abhängt. Den Schlit groß zu wählen ist gut, weil man dann besser hinein kann; zweckmäßig wäre es aber, ihn danach von unten her durch eine Klappe mit Knöpfen verschließen zu können, weil sonst zu viel Luft und Kälte eindringt, wenn man nicht dauernd aufpassen will, daß

er verschlossen bleibt. Wie man seinen obersten Teil zum Atemholen gestalten soll, muß jeder für sich entscheiden, da es rein individuell ist, wie man den Kampf mit dem Luftloch am siegreichsten führt.

Über alles Lob erhaben sind bei den Schlittenreisen unsere Kamtschatkahunde gewesen. Sie waren entschieden stärker als die grönländischen Eskimohunde und wohl auch als die westsibirischen, die Nansen verwandte; dabei waren sie gutmütig und auf



G. Gazert phot.

Zwei Assistenten (fast einjährig).

das Ziehen förmlich erpicht. Es wird erzählt, daß die Lust zum Ziehen diesen ostsibirischen Hunden dadurch angewöhnt wird, daß sie in ihrer Jugend in Höhlen gefangen gehalten

werden und sich nicht im Freien bewegen dürfen, wodurch eine unbändige Sehnsucht nach Bewegung entsteht. Jedenfalls war diese vorhanden, und es gab stets eine gewaltige Aufregung unter der ganzen Meute, die sich in einem erschütternden Geheule kundgab, wenn die Schlitten beladen wurden. Jeder war erst zufrieden, wenn er geholt und angespannt war, und die andern heulten solange, bis die Schlitten außer Sicht kamen, wobei sich besonders die jungen Hunde immer mit aller Kraft in die Seilen legten. Ich habe es mehrfach gesehen, daß gerade junge Tiere, wenn der Schlitten an irgend einem Hindernis hielt, einen Anlauf nahmen, solange es ihre Seilen gestatteten, um den Schlitten so durch Stöße vorwärts zu treiben. Überaus wertvoll ist ein guter Leithund, der den andern mit gutem Beispiel vorgeht. Gewiß gibt es auch untätige Tiere, doch beruht das meist auf Krankheit, da selbst mangelnde Ernährung ihre Ziehlust nicht zu beeinträchtigen vermag; sie halten auch dann so lange aus, wie ihre Kraft reicht. Während meiner ersten Schlittenreise hatten wir mehrere Verluste, und nach der Rückkehr gingen einige Hunde noch am Schiffe ein, wie der Arzt feststellte, an Nierenschwellungen, die wohl auf Parasiten beruhten, oder an inneren Entzündungen infolge des Genusses von Pinguinfedern. Die Verluste während meiner zweiten Schlittenreise waren durch Unfälle veranlaßt, da einige Tiere während des Aufenthalts am Gaußberg sich losmachten, auf das Inlandeis liefen und wohl in Spalten versanken.

Wunderbar ist die Genügsamkeit dieser Tiere, indem ein halber gefrorener, selbst ein fauler Stockfisch oder ein Hundekuchen einmal am Tage genügt. Besser ist es natürlich, wenn man reichlicher Nahrung gibt, denn wir haben den Erfolg unserer Robbenbeuten auf meiner zweiten Schlittenreise merklich gespürt. Gegen Kälte sind die Hunde sehr unempfindlich; sie liegen auch bei 40 Grad ruhig draußen, nur zusammengerollt und die Nase mit dem Schwanz bedeckt, ohne sonst Zeichen des Unbehagens erkennen zu lassen. In Stürmen ließen sie sich mit Schnee verschütten; sie begehrten dann auch keine Nahrung und sorgten nur dafür, daß ihnen ein Luftloch verblieb. Untereinander sind sie überaus rauflustig und fallen häufig über unliebsame Kameraden her, was auch mit deren Tod endigen kann. Während unserer letzten Anwesenheit am Gaußberg war unser Hauptzuchthund Hannes besonders unbeliebt, weil die Hündinnen ihn mit ihrer Gunst beschenkten. Es kam dann vor, daß alle andern über das arme Tier herfielen, so daß es mit Gazert und mir auf das Inlandeis hinaufstieg, um sich vor seinen Kameraden zu retten. Hundekämpfe sind täglich und gewöhnlich, und wenn einige mit der Abstrafung eines Kameraden beschäftigt sind, pflegen auch die übrigen herbeizulaufen, um sich zu beteiligen. So eilte einmal unser Leithund „Räuber“, der hoch auf den Abhängen des schwarzen Berges mit Vogeljagd beschäftigt war, schleunigst herbei, um mitzubeißen, als er mit seinen scharfen Augen gesehen hatte, daß Hannes unten am Boden lag.

Am 20. Oktober 1902 brach ich mit Philippi, Bidlingmaier, Rufer und zwei Matrosen auf, um das Eis im Osten des „Gauß“ daraufhin zu prüfen, ob unsere Lage für eine neue Schlittentour noch genügende Sicherheit bot. Wir nahmen dazu einen sibirischen Schlitten, der mit den Hunden aus Kamtschatka gekommen war und sonst wenig

verwandt wurde, weil er für lange Reisen zu schwer war, und 11 Hunde davor, mit denen wir auch verhältnismäßig rasch vorwärts kamen. Der Schnee war weich und backend. Obgleich die Sonne nicht schien, war das diffuse Licht so intensiv, daß wir die Augen mit der Brille schützen mußten, was infolge des Beschlagens der Gläser recht unbequem wurde.



G. Philipp phot.

Gestauetes Scholleneis am Rande des festen Feldes.

Vor dem großen Eisberg im Osten fanden wir kaum eine Veränderung vor. Die zusammengeschobenen Scholleneisränder, welche um diesen Berg gegen Westen konvex gekrümmt lagen, waren in sich ein wenig verschoben; auch die Lachen davor waren nicht größer geworden, seit ich sie vor meiner Schlittenreise, also Anfang September,

zum letzten Male gesehen. Zwei Lotungen an dem Berge ergaben noch so erhebliche Tiefen, daß man annehmen mußte, er läge nicht auf Grund; dieses wurde uns aber später zweifelhaft, als er sich bei unserer Befreiung trotz sonstiger wesentlicher Veränderungen ringsumher noch an derselben Stelle befand.

Wir bestiegen den unmittelbar nördlich von ihm gelegenen Berg und hatten von dort eine schöne Umschau über die Umgebung. Man sah kein Wasser; an zwei Stellen war dunkler Himmel über dem Horizonte, aber kein offenes Meer. Westlich vom „Gauß“ sah man die schon erwähnte Eisbergbank, gegen die wir durch die Oststürme gehalten wurden, nach Norden hinaufziehen und in einer langen Eismauer verlaufen, die einem niedrigen großen Eisberg angehörte. Etwas südlich vom „Gauß“ war in dieser westlichen Bank eine Lücke, die ich für jene hielt, in welche wir in der Nacht, in welcher wir fest kamen, noch eingedrungen waren. Weiter-südlich folgten wieder viele Berge, an denen wir bei unserer letzten Schlittenreise entlang gezogen waren; sie gehen etwa 20 km südlich vom „Gauß“ in typisches Blaueis über, das sich bis zum Inlandeis hinzieht. Wesentlich verschieden war die Situation im Osten, wo nur Scholleneis mit wenigen kastenförmigen Bergen zu sehen war, die zweifellos schwammen und, wie die nächste Zeit erwies, sehr schnell ihre Lage veränderten. So stand es auch nördlich von uns. Der Anblick von diesem Berge bestätigte somit den Eindruck, den wir im März vom Ballon aus gehabt, nämlich das Vorhandensein einer Eisstauung westlich vom „Gauß“, und diesen selbst in

der Nordostkante der gestauten Felder gelegen. Den östlichen, wenig über 1 km vom „Gauß“ entfernten Rand dieser Stauung bildete die Eisbergreihe, welcher der Bohrberg und der große Tafelberg im Norden von uns angehörten. Das ebene Feld zwischen dieser Reihe und den Ostbergen, auf deren einem wir standen, war eine zugefrorene Wale, die wir im Herbst noch offen gesehen hatten (Karte, Seite 440).

Nachdem wir uns umgesehen hatten, fuhren wir am Rande des Waleneises noch etwas südlich, wo uns Philippi prächtige Stauwälle zeigte. Jüngere Schollen waren mit den Oststürmen gegen die festliegenden älteren des Waleneises vorgedrungen und zu 5 bis 8 m hohen, aus zermalnten Blöcken getürmten Wällen zusammengeschoben. Davon ausgehend rissen einige Spalten in das festliegende Feld hinein, ohne dieses aber loszulösen.

Reich war das Tierleben in diesem Gebiete. Bei dem ersten Eisberge, auf dem wir gewesen, hatten wir acht Robbenmütter mit ihren Säuglingen liegen gesehen. Zwei davon wollten scheinbar angreifen, um ihre Jungen zu schützen, doch eine andere ließ es ruhig geschehen, daß wir uns näherten, zumal auch unsere Hunde verhältnismäßig vernünftig waren. Die jungen Robben waren hübsche Tiere, die teilweise noch die Nabelschnur trugen. Eine weibliche Robbe, die am selben Tage im Fischloch am „Gauß“ selbst gefangen wurde, hatte noch den Embryo bei sich. Die jungen Tiere haben wolliges Fell, grau um die Augen und Nase, sonst noch so gut wie gar nicht gefleckt, während die alten dunkle Rücken und darin helle längliche Flecken haben, die an den Seiten in die helle Farbe des Bauches übergehen. Alle alten männlichen Robben, die wir sahen, hatten in dieser Zeit Wunden, die namentlich um die Geschlechtsteile lagen, doch auch am Rücken, und wohl von Kämpfen untereinander herrührten, die in der jetzt neu beginnenden Paarungszeit stattfanden.

Eine Robbe schwamm in einer breiten Spalte und lag darin furchtlos oben an der Wasseroberfläche; rührte man sie an, so tauchte sie unter, um wenige Schritte weiter unter heftigem Strudeln des Wassers wieder oben zu erscheinen. Als ein junges Tier ins Wasser geworfen wurde, kroch die Alte ihm nach und schob es mit der Nase empor. Björvig half ihm auf die Scholle hinauf, worauf die Alte behende nachkletterte. Die alten Robben blöken fast wie Kühe, während die Laute der Jungen mehr denen der Schafe gleichen. Bisweilen hört man von ihnen auch einen trillernden Laut, wenn man

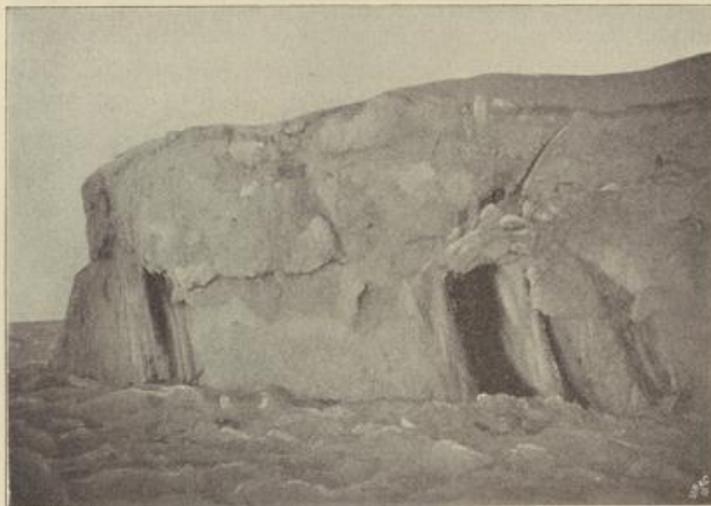


G. Philippi phot.

Tyrell mit einem Robbenkind.

sich ihnen naht. Auch pfeifende Töne wurden vernommen, wenn sie unter dem Eise durch das Wasser schossen. Wir haben in der Folgezeit viele von diesen Robben gegessen und an die Hunde verfüttert, sowie andere der Felle, der Skelette und des Tranes wegen getötet. Besonders die jungen Tiere schmeckten vortrefflich und beseitigten die letzten Spuren von Abneigung, die unsere Seeleute auch im Salon anfangs gegen diese Nahrung gehabt hatten. Zwischen den Robben standen Kaiserpinguine umher oder schossen in unserer Anwesenheit aus den Spalten hervor. Über dem ganzen schwebten Raubmöwen, um sich der Reste der getöteten Robben zu bemächtigen, wenn wir die Stätte verließen. Bald danach haben sich auch Kaptauben, Petersvögel (*Oceanites*) und Riesensturmvögel gezeigt, so daß jetzt das Tierleben immer reicher und reicher wurde.

Das Ergebnis dieses Ausflugs war, daß eine neue Schlittentour noch abgehen



G. Philippi phot.

Eisberg mit Schuttbänderung oben von Schnee überlagert.

die Partie erst am 26. Oktober abgehen konnte. Ihre Aufgabe war, gegen Südwest vorzudringen über die Gebiete hinaus, über welche ich mit der letzten Schlittenexpedition in dieser Richtung gefahren war, um dort noch mehr vom Verlaufe des Blauieises zu sehen. Philippis besonderer Zweck war, den Schutt der westlich gelegenen Eisberge zu untersuchen, weil dieser dort einen anderen Charakter zu haben schien als an den Bergen in der Umgebung des „Gauß“ oder östlich davon.

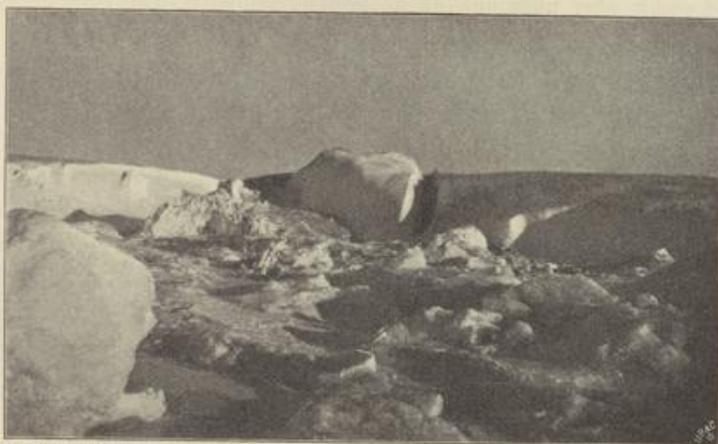
Die Stürme, welche dem Ausbruch dieser Schlittenfahrt vorausgingen, hatten noch wesentliche Veränderungen in der weiteren Umgebung bewirkt. Starker Wasserhimmel, dessen Erscheinungsweise mit der Beleuchtung wechselte, war von Nordwest über Norden und Osten bis Südosten erschienen; er bestand in dunklen, fast schwarzen Wolken, die mit Spitzen und Aufreibungen nach oben in helle Wolken hineinragten. Solche Erscheinungen wiederholten sich besonders nach Westwinden, die auch immer 6 km östlich von uns

könnte, ohne ein Aufgehen des Eises während derselben besorgen zu müssen.

Philippi und Lerche sollten sie unternehmen und dazu die Matrosen Klück und Lyzell. Der Ausbruch sollte sobald wie möglich erfolgen, zögerte sich aber etwas hinaus, weil in den folgenden Tagen Schneestürme und unsichtiges Wetter eintraten, so daß

weite Wasserflächen schufen, wo vorher dichte Schollen gelegen hatten. Die Eisberge wanderten dann dort an der Kante unseres Feldes entlang mit dem Strome von Süden nach Norden und auch zurück von Norden nach Süden. Solche

Westwinde wurden immer mit Spannung aufgenommen, weil sie die wesentlichsten Veränderungen in der Umgebung bewirkten, bei deren Beurteilung man sich allerdings auch täuschen konnte. Denn bei hellem Sonnenschein sahen die wandernden Eisberge



G. Philippi phot.

Eisberg mit eingeschmolzenem Schuffband.

bisweilen so nah aus, als wären sie schon dicht an den „Gauß“ herangerückt, während sie bei trübem Wetter in weiter Ferne erschienen. Die tatsächlichen Veränderungen pflegten durch kürzere Schlittenfahrten meist sogleich festgestellt zu werden.

Die Schlittenexpedition der Herren Philippi und Lerche kehrte früher, als erwartet, nach zehntägiger Abwesenheit am 5. November zurück. Sie hatte auf ihrem südwestlichen Kurse zunächst dieselbe lange Eismauer getroffen, an welcher wir einen Monat zuvor nach Südosten abgebogen waren, und dieselbe dann mehrere Kilometer weit nach Westen verfolgt, wobei sie auf zusammenhängende Eismassen stieß, die sie für Inlandeis hielt. Den Rand derselben, welcher mit dem Meereis in sanften Abhängen verschmolz und in welchen viele Buchten hineinführten, hatte sie gegen Südosten nicht ganz bis zur Breite des Gaußbergs verfolgt und darauf gegen Nordwesten zurück, ohne schon das nördliche Ende erreicht zu haben, welches noch nördlich von der Breite des „Gauß“ lag. Dann kehrten die Herren mit östlichem Kurse zu uns zurück. Bei der Fahrt hatten sie zum ersten Male seit dem Winter Adelpinguine getroffen und auch eine gute Ausbeute an Steinen gehabt, besonders an Gabbros, feinkörnigem Ganggranit und an Gneisgeschieben. Auf der Oberfläche der erwähnten großen Eismasse hatten sie an einer Stelle am Rande eine linsenförmige Anordnung von Steinen gefunden, welche sie für eine Moräne hielten. Die Reise war schnell und glatt verlaufen; jeder Schlitten war mit neun Hunden bespannt gewesen. Das Wetter war gut gewesen und die Zwecke erreicht.

Die erwähnte Eismasse war für uns eine wichtige und neue Erscheinung, die sofort zu einer weiteren Fahrt anregte, welche von Vidlingmaier, Ruser und Ott mit dem Matrosen Klück und zwei Schlitten unternommen wurde und vom 18. bis 24. November gewährt hat. Ihr besonderer Zweck war, die magnetischen Verhältnisse der Station in

ihren Veränderungen gegen Westen hin zu verfolgen, dann aber auch, an dem Rande der großen Eismasse Lotungen vorzunehmen, um die Frage zu entscheiden, ob diese schwamm oder nicht und ob sie mithin Inlandeis war oder nicht.

Auch diese Reise war vom besten Wetter begünstigt. Sie ist zunächst gegen Norden hin ausgebogen, bis sie dort das Ende des festliegenden Scholleneises erreichte; sie fand es westlich vom „Gauß“ unter $65^{\circ} 56'$ südlicher Breite, also nur wenig nördlich von unserem Winterquartier. Von dort ging die Expedition gegen Südwesten und erreichte das Nordende der von Philippi und Lerche gesichteten Eismasse. Sie fanden es in drei Eiszungen aufgelöst, die durch große Buchten voneinander getrennt waren und im Meere mit Steilrändern abschlossen. Zwischen den beiden hinteren Buchten glaubten sie Dampfäulen emporsteigen zu sehen, deren Natur ihnen rätselhaft war. Sie verfolgten den Eisrand sodann gegen Südosten und nahmen an seinem Rande Lotungen vor, die nicht unwesentlich größere Tiefen ergaben, als wir sie in der Nähe des „Gauß“ hatten, und somit einen Abfall des Meeresbodens jenseits der Bänke westlich vom Schiff nach Westen hin anzeigten.

Von der Eismasse selbst gab Vidlingmaier nähere Schilderungen, wonach sie schwamm, wie auch die Lotungen vermuten ließen, sowie der Umstand, daß sie allmähliche Übergänge zum Meereis hatte und keine Gezeitenlinie besaß. Sein Urteil lautete, daß diese Eismasse dem Inlandeise jedenfalls nicht gleicht, und Ott ergänzte die Schilderung dieses Westeises, wie ich es nennen will, durch die Auffassung, daß es eine Packung einzelner Eisrücken wäre, die nur zusammengeschweißt seien. Wie die Sache auch sein mochte, soviel war sicher, daß diese 40 bis 50 km westlich vom „Gauß“



G. Philippi phot.

Verwirrter Eisberg.

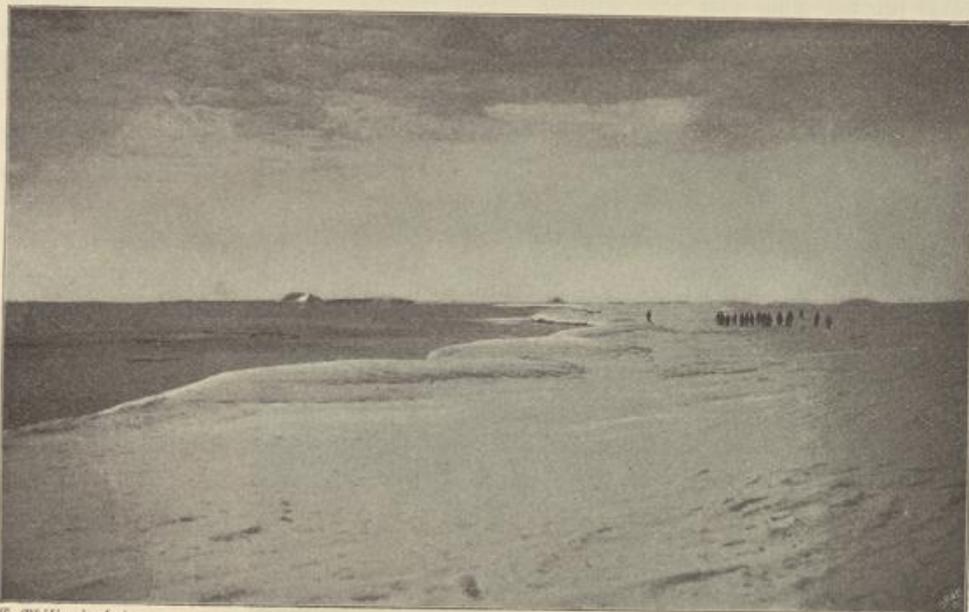
soweit nach Norden reichende Masse für die Festigkeit unseres Winterlagers überaus wesentlich war, da es den Schollenfeldern, in denen wir lagen, ein unverrückbares Widerlager bot, soweit sie nicht schon durch die uns noch näheren Bänke gehalten wurden.

Um über die Natur der Eismasse und die anderen dadurch an-

geregten Fragen weiter Aufschlüsse zu erhalten, entschloß ich mich zu einer neuen Reise, an welcher außer mir Philippi, Gazert, Rufer und die Matrosen Johannsen und

Reuterstjöld teilnahmen. Die Reise währte vier Tage; wir brachen am 1. Dezember bei schönem Wetter auf und waren am 4. wieder zurück.

Die Fahrt ging auf den Wehen unseres Scholleneisfeldes zunächst zu den Bänken 6 km westlich vom „Gauß“, wo wir weit geöffnete Spalten fanden, und dann über ein großes ebenes Eisfeld zu einer neuen Eisbergbank, wo eine Tiefe von wenig über 100 m erlotet wurde. Westlich von dieser folgte unebenes Staueis, das aber nur aus dünnen Schollen bestand und sicher nicht mehr als einjährig war; dann fanden wir wieder ein ebenes Feld bis zu einer Eisbergkette, in welcher wir dunkle Stellen sahen, die sich beim



G. Whiffippt phot.

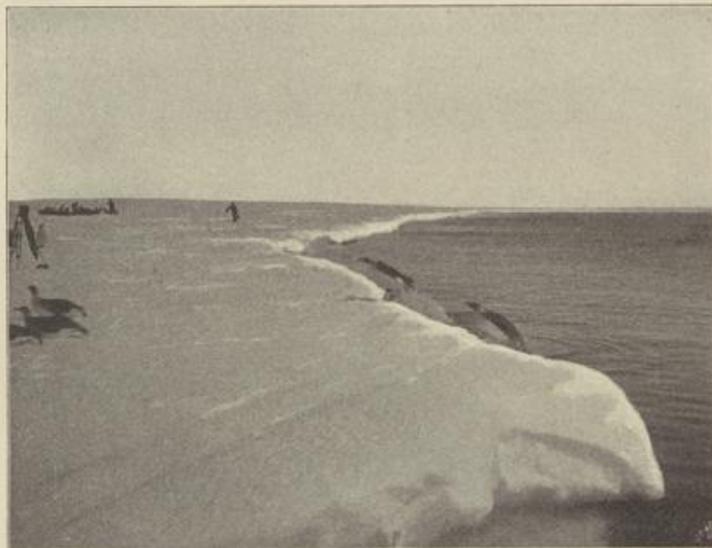
Rand der Wake am Nordostende des Westeises.

Näherkommen als Wasser erwiesen, und an deren Rande wir unser erstes Zeltlager aufschlugen, nachdem wir etwa 40 km an diesem Tage zurückgelegt hatten. Unterwegs hatten wir noch mehrfach gelotet und die Eisdecke dabei durchbohrt. Auch die ebenen Felder, über die wir gekommen, waren sicher nicht altes Eis, da sie nur wenig über 1 1/2 m maßen, wovon ein Teil aus Schnee bestand und das übrige von Salzlake durchtränkt war. Wir hatten es hier mit den Decken jener Waken zu tun, die bei unserer Festlegung noch offen gewesen und die wir auch Ende März beim Ballonaufstieg noch offen gesehen hatten.

Die Sonne schien hell und heiß und erforderte dauernden Schutz der Augen und des ganzen Gesichtes. Wir trugen rote Schleier, da sonst das Gesicht und namentlich die Lippen in Blasen und Risse zersprangen, die recht schmerzhaft waren. Mehrfach erlebten wir wieder Täuschungen über die Entfernungen. Die Eisberge am Rande der Wake,

wo wir das Zelt aufschlugen, hatten uns z. B. noch sehr ferne geschienen, da sie von dem dunklen Wasser um sie herum schmutzig grün oder bei Bewölkung auch stahlgrau gefärbt waren, worauf wir sie aber plötzlich zu unserem Erstaunen in unmittelbarer Nähe hatten. In der Wake fanden wir Dünung, die aus Westen bis Südwesten herkam; ihr Nordrand war in einiger Ferne von dichtem Scholleneis umlagert, dessen Ränder wie hohe Eismauern ausfahen und unten von schwarzem Schutt durchdrungen zu sein schienen, während es tatsächlich nur die Spiegelungen der von den Schwankungen des Wassers in die Ränder eingefressenen Grotten waren, welche dunklen Schutt vortäuschten und das ganze für das Auge über seine wirkliche Größe erhoben.

Am 2. Dezember setzten wir die Fahrt gegen Südwesten hin fort, nachdem durch Lotungen festgestellt war, daß an dem Platze unseres Biwaks eine flache Bank lag, auf



H. Gazert phot.

Kaiserpinguine springen aus der Wake aufs Eis.

welcher Eisberge festsaßen. Wir hatten von dort einen guten Blick auf das Westeis gehabt und seine drei nach Norden vorspringenden Zungen gesehen; auffallend war die fast völlige Abwesenheit von Eisbergbildungen vor seinem Rande, was für die Beurteilung seines Charakters wesentlich ist, da dieses nicht dem Charakter des Inlandeises entspricht. Von dem rätselhaften Dampfphä-

nomen der letzten Schlittenreise ist nichts zu sehen gewesen, wohl aber von Wolken, die von der Oberfläche des Westeises aufstiegen und als Schneewirbel kenntlich waren, worauf denn wohl die Erscheinung bei der vorigen Schlittenreise zurückzuführen sein dürfte. Die Bahn am Rande der Wake war uneben, doch nicht besonders schwierig. Viele Pinguine, meistens die großen, schwammen dort wie Robben im Wasser umher und sprangen gelegentlich auch in mächtigen Säzen auf das Eis zu uns hinauf; auch kleine Adelpinguine waren dazwischen. Dicht am Rande der Wake schwamm ein mächtiger Wal mit breitem Kopf, etwas fleckigem Fell und glatter Haut, die nur längere Rinnen zeigte. Wir konnten ihn aus der geringen Entfernung von wenigen Schritten gründlich besehen. Sein Blaseloch war ein länglicher Trichter, in dem sich Wasser sammelte, das

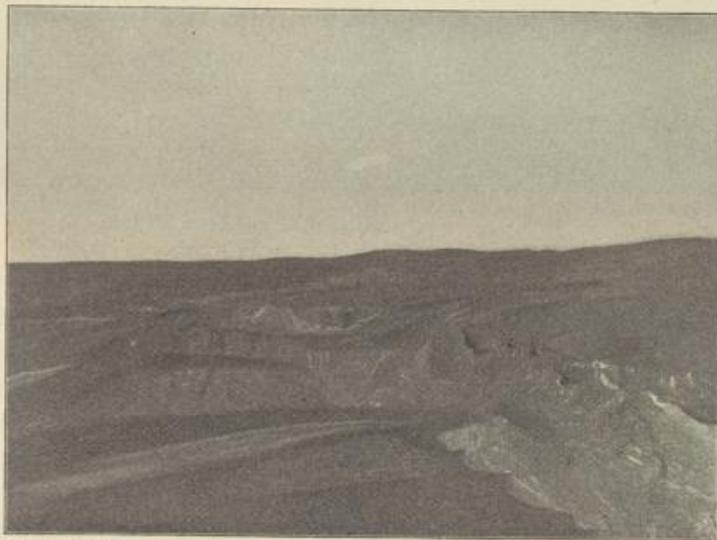


G. Philippi phot.

Steilrand des Westeises.

er dann mit dem Atem emporblies. Etwas ferner von uns tummelten sich in der Wale noch andere Wale, die sich in munterem Spiele von Zeit zu Zeit in hohem Bogen mit dem ganzen mächtigen Körper aus dem Wasser emporschnellten.

Gegen Mittagszeit hatten wir den Rand des Westeises erreicht und zwar an einer Stelle, wo er sich mit einer 15 bis 20 m hohen steilen Eismauer über das Meereis erhob, an welcher deutliche Schichtung kenntlich war. Der Rand senkte sich nach Norden hin und hatte bald nur noch 4 bis 5 m Höhe, um an einzelnen Stellen auch ganz bis zur Meereisfläche herabzusinken. Schneewehen bildeten Brücken von dieser hinauf, und in den Niveauverhältnissen zwischen Meereis und Westeis fanden keine Verschiebungen statt. Beide hoben und senkten sich gleichmäßig mit den Gezeiten, so daß wohl Risse durch die Wehen hindurchsetzten, aber nicht infolge von Verschiebungen der beiden Seiten daran, wie es am Inlandeise unter dem Einfluß der Gezeiten der Fall ist; auch keinerlei Eisfußbildungen wurden be-



G. Wager phot.

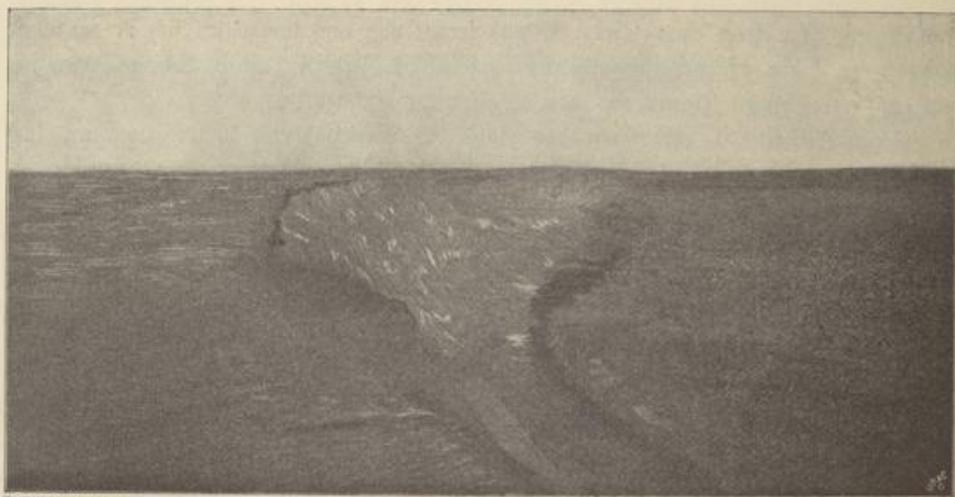
Bruchlinie am Ostrand des Westeises.

merkt, kurz alles vereinigte sich zu der Erkenntnis, daß die Eismasse wie das Meereis schwamm.

Wir gingen dann auf die Oberfläche des Westeises hinauf und fanden sie stark zersekt. Lange, alte Spalten rissen hindurch, die aber innen fast völlig mit prächtigen

Kristallgruppen zugewachsen waren. Das Streichen der Spalten war fast parallel zum Außenrande; auch einzelne neue Risse wurden bemerkt, die aber keine wesentliche Ausdehnung hatten. Auffallend waren auf der Oberfläche Steilränder, die gegen Norden gelehrt waren und so die Südseite von Tälern bildeten, deren Nordhänge ganz sanft geneigt waren. Wir haben mehrere solche Bildungen gesehen, und alle von dem gleichen, kurzen Charakter. Den Einfluß der Sonne auf ihre Bildung konnte man aus ihrer Exposition gegen Norden entnehmen; auch rann an ihrem Boden Wasser, das teilweise schon wieder mit Neueis bedeckt war.

Wir erhielten nach allem, was wir gesehen, von dem Westeis den Eindruck, daß es eine alte tote Eismasse war, in welcher Sonnenwirkungen ungestört durch ein Strömen



G. Philippi phot.

Altes Tal auf dem Westeis.

des Eises ihre Wirksamkeit entfalten konnten; vornehmlich die tiefe Zerfetzung der Oberfläche und das Alter der Spalten sprachen dafür. Von ihrem Ostrande führten breite Grabenbrüche hinein, in deren einem der Boden ungleichmäßig niedergesunken war, so daß seine Nordkante hoch emporstand, während die Südkante tief lag. Auch dieses war anders, wie bei dem Inlandeis, und ließ auf die Abwesenheit eigener Bewegungen schließen. Heute waren die Gräben von Schnee erfüllt, welcher ihre Wände abdachte, ohne den Verlauf der Ränder ganz zu verhüllen.

Die Beobachtungen über das Westeis wurden durch die Lotungen ergänzt, welche am Eisrande Tiefen von 600 m und darüber ergaben und mithin sicher dartaten, daß die Eismasse schwamm. Möglich ist es, daß sie sich verschiedentlich auf Bänke stützt, wie es Philippi weiter im Süden gefunden, da flachere Stellen nach unsern Lotungen vom Tage zuvor auch unweit ihres Nordrandes noch existieren. Die Höhen der Oberfläche sind gleichmäßig und steigen weder nach Westen noch nach Süden hin merklich an; ihre

Formen gleichen denen des Blauweises, nur daß sie mehr zersezt waren, als die der typischen Blauweiserberge in der Nähe des Landes, was aber von der späteren Jahreszeit, in die unsere Beobachtungen des Westweises fallen, herrühren kann; auch habe ich die Formen des Westweises weiter im Süden, wo die Föhnwinde wirksamer sind und die Glättung der Blauweiserberge besorgen, nicht gesehen.

Nach allem, was ich von dem Westeis sah, muß ich schließen, daß es eine heute nicht mehr mit dem Inlandeise zusammenhängende, abgestoßene, tote Eis-
masse ist, ein besonderer Typus könnte man sagen, wie man ihn im Nordpolargebiete nicht hat, wie er aber im Süden häufiger zu sein scheint. Auch die Discovery-Expedition



G. Phlippt phot.

Grenze zwischen Westeis und Meeris.

und Nordenskjöld scheinen in ihren Arbeitsgebieten solche Eisbildungen getroffen zu haben, die man weder für Inlandeis noch für Eisberge ansprechen wollte, und die ein Zwischenglied zwischen beiden bilden, wie es auch unser Westeis tut. Seinem Charakter nach ist es ein Eisberg, weil es ohne inneres Leben und ohne eigene Bewegung nur passiv durch die Tätigkeit der Atmosphärenteilchen gestaltet wird, während das Inlandeis durch eigene Bewegung Spaltensysteme und Bänderungen bildet, wodurch es seine Oberflächenformen, wie sein ganzes Aussehen erhält. Nur seiner Ausdehnung wegen ist man versucht, das Westeis für Inlandeis zu halten, und es ist sicher auch ein ganz gewaltiger Eisberg, den wir darin zu erblicken haben, oder richtiger, eine Gruppe von Eisbergen, da die Grabenbrüche, die wir gefunden, wohl ursprüngliche Grenzen einzelner Berge bedeuten, welche durch Schneestürme oder Stauungen auf Untiefen und Bänken später nur zu einer einheitlich scheinenden Masse zusammengeschweißt sind.

Wir haben es hier mit einer Form des Eises zu tun, die für den Süden charakteristisch ist und die auch hier am besten als Blaueis gekennzeichnet wird; denn das Westeis ist am nächsten zu diesem zu rechnen. In solchen Vorkommnissen dürfte auch die Erklärung der schwimmenden Inseln liegen, welche frühere Südpolarfahrer fanden und die an Größe jener des Westeises nicht nachstehen. Man hat bei solchen Bildungen entschieden zunächst den Eindruck von Land, oder richtiger von Inlandeis, während die genauere Untersuchung ergibt, daß es Übergangsbildungen sind. Nur die gewaltige Ruhe, die im Südpolargebiet herrscht, die endlose Zeit, in welcher die Eisberge sich vom Inlandeis lösen und



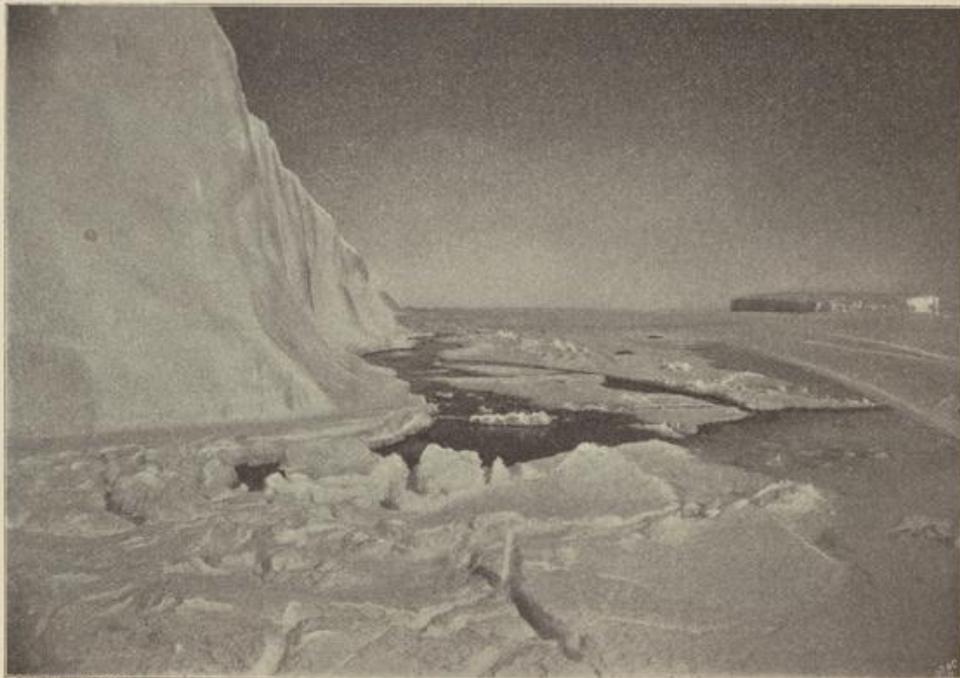
E. Philipp phot.

Zeltlager am Westeis.

nach Norden zum Meere hinaustreiben, können solche Übergangsbildungen schaffen. Für die Schifffahrt sind sie von praktischer Wichtigkeit, weil man da, wo man sie zahlreich oder gar, wie das Westeis, festliegend findet, mit dem Lande rechnen muß, wenn man sich auch noch auf dem Meere befindet, weil sie im Laufe der Zeit auf dem Sockel des Kontinents in der Flachsee entstehen durch Umbildung der darin festliegenden Berge, die sich vom Inlandeis gelöst haben.

Nach viertägiger Abwesenheit kehrten wir zum Schiffe zurück, die ganze Zeit hindurch in erfreulicher Weise vom Wetter begünstigt. So war es die leichteste Schlittenreise, die ich gehabt, wenn man an die Schneestürme bei den früheren dachte. An Hundefutter war kein Mangel, denn Robben lagen überall auf dem Eise umher, und aus den Spalten sprangen Pinguine hervor, auch wenn wir uns ganz in der Nähe befanden, bisweilen mitten unter die Hunde, die diese Dreistigkeit natürlich mit unverzüglichem Morden bestrafte. An unserem letzten Zeltlager hörten wir abends ringsum das Blöken der Robben, so daß man an heimische Almen erinnert wurde, wenn die Umgebung nicht gar

so eifrig gewesen wäre. Auch Adeliepinguine hatten wir reichlich getroffen und uns über ihre Dreistigkeit oder Frechheit gefreut. Einen davon suchte ich zunächst mit Sanftmut und dann mit Gewalt vor der Annäherung an unsere Hunde zu bewahren, doch ohne Erfolg. Das kleine Tier eilte immer wieder auf mich zu, obwohl ich es mit Fußtritten und Schlägen zurücktrieb, und die Szene endete damit, daß es schließlich an mir vorbei kam, die Hunde erreichte und unter deren Behandlung natürlich im Umsehen endete.



G. Philippot phot.

Festliegender Eisberg mit Eisfuß und Wake.

Am 4. Dezember war Philippis Geburtstag, den wir des Morgens noch im Zelte begingen, des Abends aber schon mit der üblichen Feier an Bord. Die Rückfahrt war leicht von statten gegangen; morgens waren zwar von Osten her leichte Kumuluswolken aufgezogen, die sich schnell über den ganzen Himmel verbreiteten und innerhalb 20 Minuten alles in Dunst hüllten; Oststurm hatte begonnen, der uns entgegenstand und die Fahrt erschwerte. Doch es dauerte wunderbarerweise nicht lange, denn nach einer Stunde war es schon wieder klar. Dieses war die erste Schlittentour, auf der ich auch wirklich gefahren bin und es war für den Führer bisweilen schwer voranzugehen, weil die Hunde zu schnell vom Flecke kamen.

Einmal wichen beide Gespanne plötzlich von der Route gegen Norden hin ab und hielten nach kurzer eiliger Fahrt an einem Loche, in dem aus dem Strudeln des Wassers noch zu erkennen war, daß darin soeben eine Robbe verschwunden sein mußte. Nachher

fanden wir unsere Schlittenspuren von der Hinreise wieder und damit eine Weisung für unsere Hunde. Auf der Bank im Westen des „Gauß“ machten wir Halt, weil aus einem der Berge viele Steine ausgeschmolzen waren, die Philippi sammeln wollte. Die Spalten um diese Berge waren jetzt breit und mühsam zu passieren, da auch die Ränder abbröckelten. So brach ein Schlitten mit allen Hunden ein, ließ sich aber glücklich wieder herausziehen. Gegen das Schiff hin wurde der Weg immer beschwerlicher, da die Zerfetzung zunahm und man mit jedem Schritte tief einsank. Es war zum Teil die Folge des Rauchs, der sich aus dem Schornstein des „Gauß“ immer nach Westen gezogen und seinen Ruß über das Eis verteilt hatte. Der geringe dunkle Anflug genügte, die Zerfetzung zu befördern.

Am „Gauß“ fanden wir trotz der kurzen Abwesenheit auch einen merklichen Fortschritt in der Zerfetzung. Wasserlöcher standen am Bug und am Heck; die Wehen der Westseite waren zusammengefaßt, neben der einen dehnte sich eine häßliche Lache, die unter dem Einfluß von Pinguinblut und Abfällen aller Art entstanden war, sich in der Folgezeit noch mehr erweiterte und später Titicacasee hieß. An Bord war alles wohl. Die Zimmerleute arbeiteten an Reparaturen der bei früheren Reisen zerbrochenen Schlitten. Aus den Resten der Windmühle war eine Reppschlaggermaschine konstruiert, auf welcher die Bootsleute Kabelgarn drehten. Bahjel hatte sich des Ruderbrunnens angenommen und die infolge der letzten Arbeiten zur Befreiung des Steuers vom Eise wieder entstandene Leckage von neuem gestopft. Stehr hatte den Lotungsdraht von der Maschine ab- und wieder aufgewickelt, um ihn zu revidieren und seiner für die Folgezeit sicher zu sein.

Gleich am Tage nach unserer Rückkehr steckte ich mit Rufer den Weg ab, auf welchem dunkle Körper zur besseren Zerfetzung des Eises gestreut werden sollten, da die Zeit dazu jetzt gekommen erschien. Ich will bemerken, daß es besser gewesen wäre, wenn wir die Streuungen schon einen Monat früher begonnen hätten. Damals hielten uns noch die häufigen Schneestürme ab, weil wir dachten, daß das Gestreute in diesem wieder bedeckt werden und so verloren gehen würde. Die Besorgnis war aber grundlos, weil dunkle Körper bald auch aus neuen Schneedecken wieder emporkommen.

Der abgesteckte Weg lief in ost-westlicher Richtung, also in der Richtung der Wehen, und zwar im Osten bis zum Rande der Wake, die wir dort im Herbst gehabt und die jetzt das ebene Eis des Heiligengeistfeldes bildete, von Philippi bei einer Tour mit Stehr



G. Philippi phot.

Schlafende Weddellrobben.

nach dem betreffenden Platz in dessen Vaterstadt Hamburg so genannt, und im Westen bis zu der sogenannten geodätischen Spalte, welche schon vor Beginn unserer Schlittentour im September nahe der geodätisch-astronomischen Beobachtungshütte gerissen war. Die ostwestliche Richtung des Weges, auf dem wir Befreiung erhofften, hatte einmal den Vorteil, daß sie in der Richtung der Wehen verlief und mithin nicht besonders ungleiche Eisgebiete zu durchqueren hatte, zweitens aber auch, daß nördlich von ihr Eisberge lagen, von deren Bewegung man die Entstehung von Querrissen, vielleicht bis zu dieser Straße, zu gewärtigen hatte, während andererseits der Weg des Schiffes nach Osten und Westen selbst nicht durch Eisberge verlegt war.

Ich ging nun häufig umher, um die Wirkung der verschiedenen Körper zu betrachten, welche ausgestreut worden waren. Am stärksten wirkte Asche, wovon aber leider nur ein geringer Vorrat von sieben Eimer gesammelt worden war. Nächstdem wirkten am besten Trümmer von Korksteinplatten, was uns dazu bestimmte, noch vorhandenes, aber überflüssiges Korkmehl jetzt in Tran zu kochen, bis es schwarz war, und dann zu dem gleichen Zwecke zu benutzen. Bis zur Länge eines Eispickels, also bis über 1 m Tiefe, war unter solchen Korkstücken bald alles Eis gelockert; die Wirkung ging auch noch tiefer hinab, als man oberflächlich sah, wie man merkte, wenn man mit dem Stock hineinstieß. Blut von Pinguinen hatte auch gewirkt, doch nicht so stark wie schwarze Körper. Faule Stockfische hatten unbedeutende Löcher erzeugt, weil sie zu groß geblieben waren und das darunter liegende Eis mehr schützten als zerstörten. Gute Wirkung taten verschimmelte graue Erbsen, und so wurde in der Folgezeit alles erdenkliche benutzt, um diesen Weg zu erweitern. Die Matrosen Baehr und Stjernblad fuhren Tag für Tag die Materialien hinaus, sodaß die Straße innerhalb eines Monats etwa vollendet war.

Die Wirkung begann sofort und hatte innerhalb eines Monats eine Wassergrube von 1 bis 2 m Tiefe erzeugt. Da die Dicke des Eises aber im Durchschnitt 5 bis 6 m betrug, hatte es gute Wege, bis die Schmelzwirkung ganz hindurchkam. Immerhin war es erfreulich zu sehen und ein Gegenstand steter Aufmerksamkeit bei allen Mitgliedern der Expedition, wie die Rinne sich vertiefte und das Wasser sich mehrte, auch abgesehen davon, daß es eine Straße wurde, auf welcher sich bald Kajaks zum Vergnügen tummeln konnten und auf welcher später hier und dort, wo das Eis dünner war und die Schmelzwirkung hindurchkam, auch Robben emportauchten. Die stärkste Zersetzung war an der Westseite des Schiffes, wo man überall tief durch die Oberfläche hindurch trat und häufig in Risse und Spalten hinein fiel, von denen man oben nichts sah. Der Grund hierfür lag, wie erwähnt, in dem feinen Ruß, der aus dem Schornstein in dieser Richtung abgezogen war und besonders kräftig gewirkt hatte, obgleich man von seiner Anwesenheit auf der Oberfläche kaum etwas merkte.